Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 48 (1964)

Artikel: Niklaus Emanuel Tscharner : Ein Berner Magistrat und ökonomischer Patriot

Autor: Wälchli, Karl Friedrich

Kapitel: 1: Werdejahre 1727-1759

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070918

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

I. TEIL

Werdejahre 1727–1759

Familie und Ahnen

«So verborgen, ungewüss und unrichtig oft die Quellen der Geschichte, für ganze Völker, wie für einzelne Geschlechter, für Stämme wie für Zweige derselben, meistens sind; so ist es doch angenehm, nuzlich und rühmlich solchen in der Historie des Vaterlandes und der Welt, in den Archiven des Ruhms, und den Denkmalen der Zeit nachzuforschen. Und unglücklich ist das Geschlecht, für welches eine solche Arbeit vergeblich oder fruchtlos ist. Nichts würkt mit mehr Eindruk und Stärke auf die Herzen der Kinder als das Beyspiel der Väter. Der Knab oder Jüngling, der an der Wegscheide des Lebens zwischen der Tugend und dem Laster stehet, wird über die zu treffende Auswahl bald entschieden sein, wenn ihm erstere seinen Vater auf der Bahn der wahren Ehre vorweist, oder seiner edlen Ahnen Bilder, Schilde oder Namen in Ihrem Tempel aufbewahrt zeiget; noch mehr, der so über die Zinne desselben, den Frommen, den Weisen, den Helden, den Patrioten, dieser Welt abgestorben, in der zukünftigen, wohin ihre Taten ihnen gefolget sind, von der Gottheit selbst belohnet, erblickt[1].»

Diese Sätze hat Tscharner dem Stammbuch der Familie vorangestellt, das «den Verstorbenen zum Ruhm, den Lebenden zur Ehre, den Nachkommen zum Beyspiel» von ihm entworfen und zu einem grossen Teil auch von ihm selbst geschrieben worden ist. Zeit seines Lebens empfand Tscharner immer wieder neu die Verpflichtung, die «wahrer Adel» für den Träger eines solchen Namens mit sich bringt, «auf der eröffneten Bahn weiters zu gehen»[2]. Die Bahn, auf der es weiter zu gehen galt, konnte man aber nur durch die Beschäftigung mit den Vorfahren näher kennen lernen.

Es ist daher wohl berechtigt und durchaus im Sinne des Mannes, dessen Leben und Werk in dieser Arbeit dargestellt werden sollen, wenn die

[1] Stammbaum der Familienkiste. Vorbericht von Tscharner, geschrieben um 1778.
[2] l.c. Vorbericht.

ersten Seiten nicht ihm selbst, sondern der Genealogie seines Geschlechtes gewidmet werden. Und selbst wenn seinem Titelhelden diese starke historische Bezogenheit nicht eigen wäre, könnte der Historiker nicht darauf verzichten, dessen Ahnen seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Umwelt und Erbanlagen sind die beiden Kräfte, die einen Menschen in Wesen und Charakter bestimmen, seinen Lebenslauf und seine Taten prägen. Diese beiden Kräfte in ihren Wirkungen aufzuzeigen, ihr Gewicht und ihren Einfluss abzugrenzen, kann hier natürlich nur skizzenhaft versucht werden, handelt es sich doch bei dieser Arbeit nicht um eine genealogisch-biologische Untersuchung.

Allein schon der Begriff Umwelt ist vielschichtig und nicht in den Einzelheiten festzulegen. Der Rahmen allerdings ist klar: Bern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Stadt und Land. Das Land, wo man in Berührung kam mit dem andersgearteten, nach alter Väter Sitte lebenden Landmann, oder wo man im Herbst an den Ufern des Bielersees gar den fröhlichen Winzer kennen lernte. Die Stadt mit den wohlvertrauten Häusern und Gassen, den täglichen Begegnungen mit Bekannten, Diensten und Handwerkern, mit all den Erlebnissen, die die Hauptstadt des bernischen Staates bot.

Doch wie soll man das Bild gestalten, das von diesem Rahmen eingefasst wird? Wie die Akzente setzen? Hier gilt es den Blick vom Allgemeinen auf das Spezielle zu lenken. Die Frage nach dem Milieu des Vaterhauses wird erwünschte Hinweise liefern. Dieses Milieu ist durch die Eltern und ihr Herkommen bestimmt. So wird denn der Biograph auch von dieser Seite her veranlasst, nach der Geschichte der Familie zu forschen, nach den Vorfahren zu fragen. Noch mehr wird das nötig sein, wenn er versuchen will, den möglichen Erbanlagen nachzuspüren[1].

Die Familie Tscharner ist seit der Reformationszeit in Bern nachzuweisen[2]. Vorher war sie als Familie freier Landleute zunächst im Domleschg beheimatet; die Stammfolge beginnt anfangs des 16. Jahrhunderts fassbar zu werden, als die Tscharner als Bürger von Chur auftreten. Unruhen in Chur im Zusammenhang mit der Reformation veranlassten Lucius

[1] Über die wissenschaftliche Genealogie, cf. Forst de Battaglia, Slg. Dalp, Bd. 57.
[2] Vgl. Schweiz. Geschlechterbuch, I, 619; IV, 629.

Tscharner, Ratsherr und Seckelmeister, 1523 seine Vaterstadt zu verlassen[1]. Er stand in Kontakt mit Zwingli, und durch ihn wurde er bekannt mit der Königsfeldener Klosterfrau Margaretha von Wattenwyl. Margaretha gehörte zu den treibenden Kräften unter den neugläubigen Clarissinnen von Königsfelden[2]. Mit Zwinglis Hilfe gelang es Lucius, den Widerstand der Familie von Wattenwyl zu brechen und 1525 Margaretha als seine zweite Gattin heimzuführen[3]. 1530 wurde Lucius in Bern zum Burger aufgenommen. Im September 1530 kaufte er von Anton von Erlach die Twingherrschaft Reichenbach. 1546 wird er in den Ratsmanualen als «Junker» bezeichnet. Für die vorliegende Untersuchung ist eine Tatsache besonders festzuhalten: es gelang Lucius Tscharner durch die Heirat mit der Schultheissentochter geradewegs in die führende Schicht der bernischen Burgerschaft vorzustossen. Wenn er selbst auch noch nicht in den Grossen Rat gewählt wurde, so hatte er doch den Boden soweit vorbereitet, dass sein 1536 geborener Sohn David (Nr. 32)[4] 1564 in den Grossen und 1583 auch in den Kleinen Rat einziehen konnte. Von 1564 an war die Familie nun ständig im Grossen Rate vertreten und hat in zunehmendem Masse an der politischen Leitung des alten bernischen Staates mitgewirkt. Einen ersten Höhepunkt erreichte das Geschlecht mit Niklaus (Nr. 4), der zunächst in Frankreich während der Eroberungskriege Ludwigs XIV. bis zum Regimentskommandanten emporstieg, dann nach Bern zurückkehrte, aber schon kurze Zeit darauf mit einem neu aufzustellenden Regiment in holländische Dienste trat, wo er bald zum Brigadier avancierte. 1706 quittierte er den Dienst und wurde sogleich in Bern mit neuen Auf-

[1] Lucius Tscharner (1481–1526?), vgl. über ihn: Slg. bern. Biographien, Bd. 2, S. 401 ff. Das «von» datiert von 1844/1856.

[2] Vom März 1523 ist ein Brief von ihr an Zwingli erhalten, worin sie ihm die Übersendung eines Fläschchens Lebenselixier anzeigt und ihm als «evangelische Christin» wünscht, dass Gott ihm Kraft und Stärke wider die Feinde der Wahrheit verleihen möge. Auf Begehren der Klosterfrauen fasste der Berner Rat im November 1523 den Beschluss, den Klosterfrauen den Austritt aus dem Kloster freizustellen und ihnen mit besonderer Zustimmung des Rates und im Einverständnis mit den Verwandten auch die Ehe zu gestatten. (Slg. bern. Biographien, Bd. 2, S. 401 ff.)

[3] Die Sanktion des Rates, 2. August 1525, RM 206, S. 152.

[4] Die Nummern beziehen sich auf die Ahnentafel Tscharners, die am Schlusse beigefügt ist.

gaben beladen. Am meisten Ehre trug ihm dabei die Stelle des Feldobersten im Toggenburgerkrieg 1712 ein. Zum Dank für die geleisteten Dienste wurde sein Bildnis in der Bibliothek aufgestellt[1], mit einem Ehrenpatent vom 17. Mai 1713 überreichten ihm Schultheiss, Rät und Burger «ein Gedenck- und Denckmal zu seinem Ruhm», eine weitere «Rekompenz» (wohl in Form einer goldenen Medaille mit seinem Porträt) hatte Niklaus Tscharner ausgeschlagen[2]. 1708 war Niklaus in den Kleinen Rat gekommen, 1715 wurde er Venner. Damit hatte er eine glänzende Ausgangsposition erreicht, von der aus sein Geschlecht im 18. Jahrhundert zu grossem politischen Ansehen emporsteigen sollte. Während noch 1691 die Tscharner zu den Geschlechtern mit wenigen Vertretern im CC zählten[3], kamen bei der Promotion von 1710 schon vier neue Glieder hinzu[4], 1718 wiederum drei. Zu Ostern 1766 besass das Geschlecht einen Vertreter im Kleinen Rat, stellte den einen Sechzehner von Pfistern und zählte zehn Grossräte[5]. 1795 schliesslich, nach der letzten Ratsbesatzung des ancien régime, war die Familie am drittstärksten vertreten[6].

Der materielle Wohlstand erlaubte es Niklaus Tscharner, seine Söhne an führender Stelle am gesellschaftlichen Leben der Stadt teilnehmen zu lassen. Besonders sein dritter Sohn, Emanuel (Nr. 2), war ihm ans Herz gewachsen. Wohl nicht zuletzt deshalb, weil Emanuel als Kind während einer schweren Krankheit für tot gehalten und bereits in den Sarg gelegt worden war, als seine Amme, die ihn noch einmal sehen wollte, noch Leben in ihm verspürte. Dieser eigenartige Vorfall hatte die Religiosität Emanuels stark geprägt. Noch in seinem Testament, fünfzig Jahre später, kam er auf diese Begebenheit zu sprechen. Er glaubte, dass Gott ihm schon in zartester Jugend erwiesen habe, dass er vom Tode erretten und dessen Bande auflösen könne. In diesem Erlebnis sind die Wurzeln dafür zu suchen, dass Emanuel sich von der offiziellen Orthodoxie nicht hin-

[1] Vgl. Tillier V, S. 53 und 97.

[2] Ehrenpatent im Familienarchiv.

[3] 5 CC-Glieder; dagegen die Steiger 14, von Wattenwyl 13, Jenner, May, Stürler, von Graffenried je 11, Frisching 9, Zehender 8, Thormann, Tillier, Wurstemberger, Wyss je 7 (vgl. Geiser, Patriziat).

[4] Tillier V, S. 45.

[5] Regimentsbüchlein 1766.

[6] Von Wattenwyl 16, Jenner 14, Steiger, Tscharner je 12 (vgl. Geiser, Patriziat).

reichend angesprochen und befriedigt fühlte, sondern nach einem mehr verinnerlichten Christentum strebte. Seine pietistischen Neigungen führten ihn dazu, am ausgeprägtesten während seiner Hofmeisterzeit in Königsfelden (1752–1758), mit Herrnhutergemeinden in Beziehung zu treten. Vor allem mit der blühenden Gemeinde in Aarau kam er in engen Kontakt, aber auch mit Zürcher Erwecktenkreisen um den Pfarrer Ulrich. Sogar im Grossen Rat zu Bern bekannte Emanuel sich dazu, dass der Graf von Zinzendorf für ihn in Religionsfragen Autorität sei[1].

Nicht dass sich nun Emanuel etwa dem Leben der Gesellschaft entzogen hätte. Im Gegenteil! Vom Vater reich mit irdischen Gütern ausgestattet, auch an körperlichen Vorzügen keinen Mangel leidend, war er geradezu prädestiniert dazu, vorerst in dem damals florierenden «äussern Stand» eine Rolle zu spielen. Achtundzwanzigjährig wurde er am 14. April 1727 zum Schultheissen dieses Scheinstaates erwählt[2]. Seinen Fähigkeiten entsprechend hat er sich in diesem Amt glänzend bewährt und eifrig betätigt, bis er 1735 in den CC aufrückte. Unter seiner Ägide wurde der noch heute bestehende Bau des Äusser-Stand-Rathauses an der Zeughausgasse beschlossen und ausgeführt. Zeitlebens war er auf diese Zeit stolz. Noch als dreiundsechzigjähriger Mann liess er sich als «Consul Status Exterioris» porträtieren[3]. Diese Tatsache mag einen Hinweis geben auf eine Charaktereigenschaft Emanuels: auf eine gewisse Selbstgefälligkeit, die bei schönen und erfolgreichen Menschen ja nicht selten ist und im Alter eher noch zunimmt. So jedenfalls schilderte ihn auch der zwanzigjährige Zürcher Jakob Heinrich Meister, der ihm 1764 auf der Durchreise in Bern begegnete: «M. Tscharner le père ne parle que par harangues. Il fut fort sensible à la complaisance que j'eus d'écouter toutes les bagatelles, qu'il me dit de l'air le plus important du monde.»

Der etwas negative Eindruck wird allerdings durch die folgende Stelle abgeschwächt: «c'est un bel homme, qui, sans avoir de grandes lumières,

[1] Wernle, Protestantismus, Bd. I, S. 430.

[2] Ernennungsurkunde im Familienarchiv.

[3] 1762. Emanuel in der Tracht eines Schultheissen des äussern Standes, hinweisend auf den Plan der Fassade des neuen Äusser-Stand-Rathauses. Mit der Aufschrift: Emanuel Tscharner, Consul Status Exterioris ab Ao 1727 ad Annum 1735, cuius dirigente cura conscriptae leges curia structa fuit.

a presque autant de bonté dans l'âme que de hauteur dans le caractère et dans les manières[1].»

Nicht nur im Äussern Stand befand sich Emanuel in der vordersten Reihe. Zur gleichen Zeit war er auch Ordenskanzler der 1724 entstandenen «Gesellschaft des wohladenlichen Thurnier und Ritterspiels», während sein Bruder Bernhard den Rang eines Grossmeisters bekleidete. Mit grossem Aufwand und festlichem Gepränge sollte in dieser «ritterlichen Ordengesellschaft» die alte Zeit der Ritter wieder auferstehen, indem jeden ersten Montag im Monat die Mitglieder sich in genau vorgeschriebener Kleidung in der Reitbahn zum Turnier zu stellen hatten. In der übrigen Zeit stand die Halle als Springgarten zur Verfügung[2]. Die Exklusivität der Gesellschaft und die daraus sich ergebenden Kosten des Vergnügens bereiteten der Vereinigung allerdings nach kurzen Jahren ein Ende[3].

1725 hatte sich Emanuel mit Maria Magdalena Tscharner, einer entfernten Verwandten, verheiratet. Acht Kinder entsprossen dieser Ehe. Nach einem Töchterchen wurde am 21. März 1727 Niklaus Emanuel als ältester von drei Söhnen geboren. Am 27. März wurde der Stammhalter in die grosse Kirche zur Taufe getragen[4]. So gross die Freude des Vaters

[1] Jak. Heinrich Meister (1744–1826) an seinen Vater, Joh. Hch. Meister, Pfarrer in Küsnacht (ZH), Genf, 15. 6. 1764 (BTB 1904, S. 65). Mit diesem Urteil stimmt überein, was Iselin 1754 schrieb: «Ich ging auch denselben Weg und fand dieselben mit H. Tscharner, Hofmeister von Königsfelden. Diser Tscharner scheinet ein verständiger Mann, er redet wol, aber es scheinet doch, von allen seinen Bewunderern sei er der grösste. Er gibt sich ein gewisses gravitätisches Ansehn, welches noch mehr als Bernerisch ist.» (Ferd. Schwarz, Isaak Iselins Reisetagebuch 1754, Basler Jahrbuch 1917, S. 100.) Und noch eine dritte Stimme mag beigezogen werden, um den Charakter Emanuels zu beleuchten. Der junge Lavater hatte 1729 in satirischer Weise einen Katalog von neu in Bern herausgekommenen Büchern zusammengestellt. Die verschiedenen fingierten Titel stehen jeweils in Beziehung zu einer bestimmten Berner Persönlichkeit. Nummer 58 lautet: «La simplicité dans les harangues, recommandé à Mr. l'avoyer Tscharner.» (ZBZ, Ms L 467, S. 382).

[2] Die sog. alte Reitschule, am Rande des Könizbergwaldes, in der Nähe der heutigen Bahnstation Fischermätteli.

[3] Tscharner, La grande société, S. 17. Mit Bild der Reitschule und Liste der Mitglieder der Gesellschaft.

[4] Taufpaten waren: Samuel Tscharner, Oberstlt., der Vater der Mutter (Nr. 6),
Bernhard Tscharner, 1692–1752, Bruder des Vaters,
Barbara Hackbrett, *1668, eine Tante mütterlicherseits der Mutter. (Burger Taufrodel, XII, S. 427.) – Die folgenden

auch gewesen sein mag, er wird sich nicht vorgestellt haben, dass dieses Knäblein dereinst die höchste Stelle bekleiden werde, die je ein Tscharner im alten bernischen Staate erreichte.

Was für Erbanlagen, die möglicherweise zur Entfaltung gebracht werden konnten, hatte das Schicksal dem kleinen Niklaus Emanuel mitgegeben? Ein Blick auf die Ahnentafel[1] des Probanden wird hier einige Auskünfte geben.

Zunächst fällt bei der Ahnenreihe die grosse soziale Einheitlichkeit auf. Niklaus Emanuel war ein rechtes Berner Patrizierkind. Mit ganz wenigen Ausnahmen gehörten seine Vorfahren den regimentsfähigen Geschlechtern an. Von den auf der Tafel verzeichneten 29 männlichen Ahnen waren nur 3 nicht Mitglieder des Grossen Rates (Nr. 42 und 46: nicht Bernburger; Nr. 60: enthielt sich politischer Betätigung). Dass die übrigbleibenden 26 Grossratsmitglieder fast alle ihre Jahre als Landvögte auf dem Lande verbracht hatten, mehrere darunter zu verschiedenen Malen, ist selbstverständlich. Für den Probanden aber bedeutet das, dass ihm die Tätigkeit auf der Nahtstelle zwischen Regierung und Volk sozusagen «im Blute» liegen musste. Wie schon weiter oben festgestellt wurde, war es dem ersten Vertreter der Familie Tscharner gelungen, geradewegs in die oberste Schicht der bernischen Burgerschaft vorzustossen. Hierzu nur einige Hinweise: unter den aufgeführten 29 männlichen Ahnen befinden sich 14 Mitglieder des Kleinen Rates. Vier von ihnen stiegen überdies zur Schultheissenwürde auf: Nr. 10, 20, 40 (Familie von Graffenried) und Nr. 18 (Niklaus Daxelhofer). Die Zahl der Schultheissen liesse sich erweitern, wenn man über die Reihe der Urururgrosseltern hinausginge[2].

Kinder Emanuel Tscharners überlebten die Jugendzeit:
Maria Magdalena, 1726–1764, 1745 verh. mit Albrecht May,
Niklaus Emanuel, 1727–1794,
Vinzenz Bernhard, 1728–1778,
Maria Anna, 1731–1814, 1756 verh. mit Carl Manuel Beat Rudolf, 1733–1799,
Anna Margaretha, 1746–1818, 1765 verh. mit Simeon Franz Wurstemberger.

[1] Die hinten beigefügte Ahnentafel ist beschränkt auf sechs Generationen. Im folgenden werden auch einige Ahnen aus früheren Generationen erwähnt.

[2] (Nr. 130) Jakob von Wattenwyl, Schultheiss 1512.
(Nr. 140) Hans von Erlach, verschiedentlich Schultheiss von 1519 bis 1539 †,

Um die möglichen Erbanlagen eines Menschen feststellen zu können, ist es auch nötig, auf einzelne interessante, singuläre Persönlichkeiten hinzuweisen. Wichtig zu sein scheint bei Tscharner eine geistlich-religiöse Komponente. An der Reformation haben verschiedene Ahnen mitgestaltend teilgenommen: Niklaus Manuel Deutsch tritt gerade zweimal (als Nr. 146 und 416) in der Ahnenreihe auf. Es ist zu erinnern an die enge Beziehung zu Zwingli, in der Lucius Tscharner und seine Ehefrau Margaretha von Wattenwyl standen. Der Vater von Nr. 47, Margarethe Piscator, war Johann Piscator, der Theologieprofessor in Herborn und Schöpfer der «Piscatorbibel»[1]. Aber auch Kaspar von Mülinen, der Gegenspieler der Reformation, der 1527 seine Ratsstelle aufgeben musste, tritt als markanter Ahne hervor (Nr. 492). Jedoch äusserte sich das religiöse Interesse bei den Nachfahren nicht darin, dass sie etwa den Pfarrerberuf ergriffen hätten, das hätte ja auch der gehobeneren Burgerschicht, der die meisten davon angehörten, nicht entsprochen. Das Spezielle zeigt sich in der selbständigen religiösen Denkweise. Der einzige Pfarrherr, der innerhalb von sechs Generationen auftritt, ist denn auch ein eigentlicher Fremdkörper: Tobias Andreae (Nr. 46), aus der Pfalz gebürtig, Hofprediger der Fürsten von Solms-Braunfels in Braunfels; der einzige innerhalb dieser Zeitspanne übrigens, der nicht aus bernischen Landen stammt.

Auffällig ist es, wie schwach in dieser Ahnenreihe das welsche Element vertreten ist[2]. Das Milieu in der Familie des Probanden war also nicht entscheidend durch welsche Einflüsse geprägt. Dafür erscheint der Eroberer der Waadt, Hans Franz Nägeli, gleich dreimal, allerdings zeitlich

und dessen Vater (Nr. 280), Rudolf von Erlach, zu verschiedenen Malen Schultheiss von 1479 bis 1508 †.

(Nr. 104) Albrecht Manuel, Schultheiss 1600–1634.

(Nr. 106) Johann von Wattenwyl, Schultheiss 1582.

(Nr. 214) Hans Franz Nägeli, der Eroberer der Waadt.

(Nr. 246) Beat Ludwig von Mülinen, Schultheiss 1568–1597.

(Nr. 254) Johann Steiger, abwechselnd Schultheiss von 1562–1580, der Stammvater der weissen Steiger.

[1] Vgl. zu Piscator und der Einführung der Piscatorbibel in Bern: Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 374–378.

[2] (Nr. 21) Ursula de Mollin und ihr Vater (Nr. 42), Jean François de Mollin, aus dem Notarengeschlecht der Mo(u)llin von Estavayer, Besitzer der Herrschaft Montagny-le-Corboz (bei Yverdon) sowie Herr zu Treytorrens (Bezirk Payerne). (cf. Armorial Vaudois, tome II, p. 469.) Die Mutter war eine Sanktgallerin.

zurückliegend, unter den Vorfahren[1]. Wenn man schliesslich die väterliche Ahnenreihe der mütterlichen abwägend gegenüberstellt, so zeigt es sich, dass die väterlichen Vorfahren dem erleseneren Kreis des bernischen Patriziates angehören als die mütterlichen, befinden sich doch die vier zeitlich am nächsten liegenden Schultheissen unter der ersten Gruppe. Eine Zusammenfassung dieser kurzen genealogischen Übersicht lässt etwa folgendes Bild entstehen: Tscharners Ahnenreihe darf als für einen Berner Patrizier typisch bezeichnet werden. Ihre soziale Geschlossenheit stempelt den Probanden zu einem vollwertigen Berner Aristokraten. Es fehlt allerdings der sonst meist erhebliche welsche Einschlag. Eine gewisse Nüchternheit des Charakters und eine erstaunliche Vorliebe für die deutsche Sprache und Kultur könnten hier ihre Wurzeln haben. Die angetönte Nüchternheit verhindert jedoch nicht eine Hinneigung zum Musischen; allein schon das Auftreten von Niklaus Manuel Deutsch unter den Ahnen verunmöglicht das. Aus der gleichen Wurzel, verstärkt durch weitere gleichgerichtete Einflüsse, könnte auch die starke Religiosität herausgewachsen sein.

Nach der Skizzierung der erbmässigen Anlagen gilt es nun zu untersuchen, welchen Umwelteinflüssen der junge Niklaus Emanuel ausgesetzt war.

Jugendzeit

Tscharners Jugendzeit fällt in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Mitte des Jahrhunderts, ziemlich genau das Jahr 1750, bildet für ihn den Abschluss der Jugendjahre. Was Sigmund von Wagner das «goldene Zeitalter» Berns nannte, setzt nach der Jahrhundertmitte ein. In der ersten Hälfte wurden hiezu die Grundlagen gelegt. Zu Ende des 17. und noch zu Beginn des neuen Jahrhunderts waren Haus und Familie Inhalt und Zentrum des Lebens, soweit nicht die politischen Geschäfte es in Anspruch nahmen. Die Frau trat im öffentlichen Leben nicht hervor. Sie besorgte das Haus. Geselligkeit ausserhalb des Hauses blieb den Männern vorbehalten, sei es im Schützenhaus und bei den anschliessenden Gelagen, sei es auf der Zunftstube, wo der Wein je nachdem politische Meinungs-

[1] Als Nr. 214, 494 und 510.

verschiedenheiten schlichtete oder verschärfte. Man lebte nach alter republikanischer Art! Allmählich wandelten sich die geselligen Sitten. Sich zu unterhalten wurde eine Kunst. Die Damenwelt schaltete sich ein. Der einheimische Wein musste dem fremdländischen Tee Platz machen, feine Pâtisserie trat an die Stelle eines währschaften Gebäcks[1]. Es war die Brigadière Stürler, die diese neuen Sitten sehr zum Leidwesen von Dekan Bachmann mit gewinnender Meisterhaftigkeit den staunenden Bernern schmackhaft zu machen wusste. Französische Refugianten, die sich in Bern allerdings wenig zahlreich niederliessen, wussten dem neuen Lebensstil weiteren Auftrieb zu verleihen. Der gerade um die Jahrhundertwende zu neuem Aufschwung gelangende fremde Solddienst schuf, zusammen mit anfänglich erfolgreich sich gestaltenden ausländischen Finanzgeschäften, die nötige materielle Voraussetzung[2]. Die Freude an kostbaren und auserlesenen Vergnügungen wuchs. Seitdem der bernische Staat sich immer mehr in patrizischem Sinne umgestaltete[3], schien es den Standespersonen angemessen zu sein, durch vermehrten Aufwand sich vor der gewöhnlichen Burgerschaft auszuzeichen. Vor allem die patrizische Jugend wusste sich sehr rasch dem neuen Stile anzupassen. 1700 wurde der «Schüsselikrieg» des äussern Standes, der seinen Höhepunkt in einem Scheingefecht auf dem Kirchenfeld fand, in einem besonders kostbaren und glänzenden Rahmen durchgeführt[4]. Solches Gepränge war so recht nach dem Geschmack der Mitglieder des äussern Standes. Die Gesellschaft des adenlichen Ritterspiels fand auch dort ihre Unterstützung. Und überall bei diesen Unternehmungen war Emanuel Tscharner, der Vater unseres Tscharner, mit dabei.

Die Möglichkeit wäre demnach sehr gross gewesen, dass er seine Söhne in der wenig sorgfältigen Art der Mehrzahl ihrer Standesgenossen hätte aufwachsen lassen. Dass Emanuel einen anderen Weg eingeschlagen hat,

[1] Vgl. Feller III, S. 710–715; Tscharner, La grande société, S. 3–23; von Rodt, 18. Jahrhundert, S. 49. Über das Aufkommen des Teegenusses: Andreae, China, S. 135–138.

[2] Zu den traditionellen französischen Solddiensten war (seit 1693 von der Regierung geduldet, 1700 förmlich anerkannt) der Dienst in holländischen Regimentern getreten. Vgl. Feller III, S. 202. Es ist hier an Niklaus Tscharner (Nr. 4) zu erinnern.

[3] Vgl. Geiser, Patriziat.

[4] Tscharner, La grande société, S. 18.

hat nicht nur ihm und seiner Familie zur Ehre gereicht, sondern auch zum Wohle des Staates beigetragen! Ein äusserlicher Grund mag nicht unwesentlich zu diesem glücklichen Umstand beigetragen haben, dass Emanuel sich nicht scheute, die Mühen und Kosten für eine sorgfältige Privaterziehung seiner Söhne auf sich zu nehmen. Die Tatsache ebengerade, dass er nicht nur einen Sohn zu erziehen hatte. Am 4. März 1728 wurde ihm sein zweiter Sohn, Vinzenz Bernhard, geboren. Der geringe Altersunterschied machte es möglich, die beiden Söhne gemeinsam zu erziehen und zu schulen. Für die ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Lebens blieben ihre Wege eng verbunden, und auch später noch äusserten sich die beiden Brüder immer wieder über ihr enges, freundschaftliches Verhältnis. Als zweiundvierzigjähriger Mann noch sprach Tscharner von ihrer gegenseitigen Freundschaft, «die uns mehr als das Blut verbindet»[1]. «Les frères Tscharner» wurden in der Folge in Bern, Zürich und Basel zum Begriff[2].

Auf Tscharners Jugendzeit fällt wenig Licht. Jugendbriefe sind keine erhalten, es fehlen Äusserungen von Drittpersonen über die Brüder. Nur umrisshaft können daher diese frühen Jahre geschildert werden[3]. Das Verhältnis der Eltern zueinander muss sehr gut gewesen sein, die häusliche Atmosphäre für eine gedeihliche Entwicklung der Kinder günstig. Es sind aber keine Angaben Tscharners über die Erziehungsarbeit seiner Eltern vorhanden. Nur soviel kann man herauslesen, dass sich der Vater zunächst wohl selbst um seine Kinder gekümmert hat. Der Wille des Vaters, «dem ich nebst meinem Wesen eine glückliche Auferziehung zu danken habe», führte Tscharners erste Begegnung mit den Musen herbei[4]. Die Wahl in den CC verunmöglichte es dann Emanuel, sich weiterhin persönlich der Erziehung seiner Söhne anzunehmen. So musste er sich

[1] TZe, 5. 7. 1768 und 17. 1. 1769.

[2] Iselin an V. B. Tscharner, 11. 8. 1761 (Mss. Hist. Helv. ,XII, 92, 47). Iselin ergeht sich in Lobsprüchen über die beiden Brüder Beroldingen von Uri, Domherren zu Speyer und zu Hildesheim, die er an der Schinznacher Tagung angetroffen hatte: «Quelle famille, mon cher et digne Ami, si tout cela reussit – ce seront les frères Tscharner de la Suisse catholique.»

[3] Da Tscharner und Vinzenz Bernhard ihre Jugendjahre gemeinsam verbrachten, kann das, was E. Stoye über Vinzenz Bernhard zusammengestellt hat, auch für Tscharner gelten. Vgl. vor allem Stoye, S. 19–32.

[4] TBd, 10. 3. 1749.

nach einem Hauslehrer umsehen; denn eine öffentliche Schule kam für Patriziersöhne nicht in Frage. Einmal lag die untere Schule darnieder, sie war im übrigen nicht eine Elementarschule mit abgerundetem Pensum, sondern diente lediglich zur Vorbereitung auf das theologische Studium[1], zum andern wäre es überhaupt nicht schicklich gewesen, die Knaben mit den Kindern gewöhnlicher Burger zusammen schulen zu lassen[2]. Alles kam nun darauf an, ob es dem Vater gelinge, einen tüchtigen Hauslehrer zu finden. Junge Theologiestudenten stellten sich für diese Aufgabe zur Verfügung. Nicht in erster Linie aus pädagogischem Interesse; sie suchten «sich Patronen zu acquirieren, die ihnen nachwärts zu guten Pfründen verhelfen sollten»[3]. Das System an sich wäre nicht von vornherein verwerflich gewesen, wenn sich die Eltern nicht damit begnügt hätten, den Präzeptor anzustellen und ihn dann samt seinen Zöglingen dem Schicksal zu überlassen. Sehr oft zeigte es sich, dass die künftigen Pfarrherren alles andere als geeignete Jugenderzieher waren. Diese Erfahrung machte auch Emanuel Tscharner mit dem ersten Hauslehrer[4]. Noch rechtzeitig konnte er für einen besseren sorgen. 1738 trat Johannes Stapfer im Hause Tscharner seine Stelle an[5]. Damit erhielten die beiden elf- und zehnjährigen Knaben einen jungen Mann zugewiesen, dessen Wirken auf ihr Leben von bestimmendem Einfluss wurde. Ihm verdanken sie weitgehend ihre geistige Formung. Emanuels Hauptverdienst um die Erziehung seiner Söhne bestand recht eigentlich darin, dass er für sie diesen fähigen Lehrer aussuchte und ihm dann die nötige Unterstützung gewährte und auch

[1] Feller III, S. 651.

[2] Pulver, Engel, S. 9.

[3] Samuel von Werdt, Pseudojustinger, bei: Geiser, Kulturgeschichte, S. 30.

[4] «In der Auswahl der Lehrer war er Anfangs nicht glücklich, desto glücklicher in der Folge.» Zitat aus der Lobrede, die Friedrich Freudenreich, der Schwiegersohn Tscharners, in der ökonomischen Gesellschaft nach dem Hinschied von Vinzenz Bernhard gehalten hat. Subjekt des Satzes ist der Vater Emanuel. (Neue Slg., 1782, S. LXIX).

[5] Johannes Stapfer, 1719–1801, exam. 1745, Pfarrer Aarburg 1754, Prof. theol. 1756, Rector Gymnasii 1765, 1. Prof. der Gottesgelahrtheit 1774. Kurz Würdigung mit Bild: Reformierte Schweiz, Nr. 8, 1953, S. 242. – Freudenreich sagte von ihm: «Dieser belebte den erstorbenen Trieb seiner Schüler wieder, reizte ihre Aufmerksamkeit, bildete Gefühl und Geschmack, und hatte die so seltene und einem Lehrer doch so nöthige Gabe, die Liebe und das Zutrauen seiner Schüler so zu gewinnen, dass sie als Männer die gleichen Gesinnungen gegen solchen immer behalten haben.»

Freiheit liess, durchzuführen, was er im Sinne hatte. Dass sich Emanuel Tscharner in dieser Weise um seine Söhne kümmerte, ist ihm schon hoch anzurechnen. Man muss hiemit nur etwa die in der Rückschau allerdings wohl etwas zu schwarz gemalte Darstellung Charles-Victors von Bonstetten vergleichen. Von Vater und Mutter wenig beaufsichtigt, vom Hauslehrer nur kurze Zeit des Tages mit langweiliger Memorierarbeit beschäftigt, fühlte er sich einsam und verlassen und konnte sich zeitlebens nur mit Grausen an seine Jugendzeit erinnern[1]. Wenn bei Bonstetten die genossene, allzugrosse Freiheit, die leicht in Zügellosigkeit ausarten konnte, seine Jugenderinnerungen verdunkelte, so belasteten hinwiederum allzustrenge Erziehungsgrundsätze des Vaters einen Samuel Engel. Einsam, ohne den Kontakt mit Kameraden, musste dieser seine Zeit zuhause verbringen, scheu und furchtsam begann er sich in sich selbst zurückzuziehen[2]. Noch eine dritte Stimme mag hier zu Worte kommen: Johann Rudolf Sinner. Hauptmann Sinner, der Vater, ein wohlgebildeter Mann mit eigenen Grundsätzen, schickte den Sohn in die untere Schule. Auch Johann Rudolf Sinner denkt später nur mit Unbehagen an seine Schulzeit zurück. Geisttötendes Einpauken machte ihm den Unterricht verhasst. «A l'âge de douze ans, ayant la tête meublée de règles et de mots, je ne savais pas écrire quatre lignes en bon latin[3].» «Papageierziehung» nannte C. V. von Bonstetten solche Methode[4]. Nicht anders beurteilt der Pseudojustinger die damalige Art des Unterrichts[5]. Lauter negative Urteile, lauter düstere Jugenderinnerungen! Und nun daneben Tscharner: «worzu mich im Anfang der Gehorsam brachte, darzu fühlte ich bald einen natürlichen Trieb, ich folgte demselben mit Freuden, und mit den Jahren wuchs das Verlangen etwas zu wissen, die Art mit deren ich unterwisen wurde, vermehrte meine Lust; Herren Stapfer, der durch seine Manieren und Witz, so vast als durch seine Gelehrtheit von dem gemeinen Haufen der Lehreren underscheiden ist, wurde ich zu meinem grössten Glück anvertraut»[6].

[1] Ch. V. von Bonstetten, Souvenirs, bei: Herking, Bonstetten, S. 31–33.
[2] Pulver, Engel, S. 17.
[3] J. R. Sinner, Essai sur l'éducation publique, S. 38. Vgl. Burri, Sinner, S. 16.
[4] Bonstetten an Zschokke, wiedergegeben bei Geiser, Kulturgeschichte, S. 28.
[5] Geiser, Kulturgeschichte, S. 30.
[6] TBd, 10. 3. 1749.

Die Umstände waren für Tscharner günstig. Die trostlose Einsamkeit, unter der ein Engel litt, konnte nicht aufkommen, war er doch nicht allein. Sein Bruder Vinzenz Bernhard nahm am gleichen Unterricht teil: ein stetes Wetteifern, ein immerwährender Gedankenaustausch machten das Lernen zur Freude, verbannten geisttötende Langeweile. Ein zweites kommt dazu: Lehrer Stapfer und seine Schüler wuchsen zusammen zu einer wirklichen Lebensgemeinschaft. Mehr als ein Dutzend Jahre lang befanden sich die beiden Jünglinge in Stapfers Obhut. In dieser langen Zeit war es möglich, fruchtbare Erziehungsarbeit zu leisten, sofern auch ein dritter Punkt berücksichtigt wurde, der, so will es scheinen, fast der wichtigste von allen ist. Emanuel Tscharner sorgte dafür, dass der Präzeptor den Knaben nicht einfach nur die für einen «Politiker» notwendigen Kenntnisse beibrachte, sondern dass er sie bildete. Zweckfrei zunächst wurden sie mit den geistigen Werten von Vergangenheit und Gegenwart bekannt gemacht. Nicht Berufsausbildung, sondern wahrhaft humanistische Bildung wurde den Jünglingen zuteil, ein Hauptanliegen moderner gymnasialer Bildungsbestrebungen damit vorwegnehmend. Denn das war ja im Grunde genommen das Hauptübel des alten bernischen Schulwesens: seine sture Zweckgerichtetheit auf eine Berufsausbildung. Die öffentliche Schule war ganz auf die Formung der künftigen Diener an Gottes Wort ausgerichtet. Aber auch die Privaterziehung besass ihr Hauptübel darin, dass die Väter von den Präzeptoren rasche Ausbildung auf ein Standesziel hin erwarteten. Pseudojustinger kommentiert dieses Streben mit dem kurzen Satze: «Das Einzige, welches einem Politico nothwendig sei, bestehe darin, dass er casusfest sei: denn daran habe man erkennt, dass ein gewisser vornehmer Herr kein Wort Latein wisse[1].» Es ging allgemein nicht darum, sich wahre Bildung zu erwerben, sondern man wollte sich gerade so viel Wissen aneignen, dass man weder in positivem noch in negativem Sinne auffiel. «Nos dum Cives esse studemus, Philosophi fieri neglegimus[2].»

[1] Geiser, Kulturgeschichte, S. 31.

[2] Ein Ausspruch Hallers in der Akademierede von 1734, vgl. Geiser, Kulturgeschichte, S. 11. Es wäre daran zu erinnern, dass es schon im alten Rom verpönt war, ein Philosoph zu sein, d. h. mehr und tiefer zu denken als die übrigen Standesgenossen: «ultra quam concessum civi Romano philosophari» (Tacitus, Agricola, 4).

Auch bei den jungen Tscharner begann wohl der Unterricht mit den Grundbegriffen des Latein, dem bald einmal auch das Griechische folgte. Natürlich blieb Stapfer nicht bei der Grammatik und dem Donat stehen, sondern allmählich wurden auch die Schriftsteller in den Unterricht einbezogen. Nach all dem, was an zwar spärlichen Nachrichten über diese lateinische Lektüre erhalten ist, wogen die Historiker vor. Die Philosophen der Alten Welt mussten zurücktreten vor Thukydides, Xenophon und vor allem Plutarch. Die Schicksale der Menschen, ihr Verhalten gegenüber der Gesellschaft und dem Staat begannen Tscharner zu fesseln. Das Lesefieber packte ihn. «Die Begierde, die Welt kennen zu lernen und etwas neues zu lernen, ist meine grösste Neigung[1].» Was Freudenreich von Vinzenz Bernhard sagte, gilt ebenso für Niklaus Emanuel: «Die Lust zu den Wissenschaften wurde bey unserm Tscharner Leidenschaft, Nachdenken und Prüfen Gewohnheit[2].» Es ist wohl nicht zu leugnen, dass die Zeit zwischen dem zehnten und zwanzigsten Altersjahr für die Herausbildung des Charakters eines Menschen und damit für die Gestaltung seines ganzen Lebens von überragender Bedeutung ist. Wenn die Brüder Tscharner sich in ihrem spätern Leben von der Mehrzahl ihrer Standesgenossen unterschieden, und zwar zu ihrem Vorteil, dann liegt ein Grund dafür in der kontinuierlichen Erziehungsarbeit Stapfers. Für gewöhnlich wurde der Hauslehrer abgedankt, wenn die Zöglinge ein Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren hatten. Es begann dann für sie die vielgenannte Wartezeit. Wartezeit auf das dreissigste Altersjahr, Wartezeit auf eine Burgerbesatzung, Wartezeit auf ein gütiges Schicksal, das einem den Eintritt in den heissersehnten Grossen Rat ermöglichte. Die Wartezeit konnte grundsätzlich auf drei verschiedene Arten ausgefüllt werden. Man konnte erstens sich der weiteren Ausbildung widmen, sei es durch Privatlektüre, sei es durch eine ausgedehnte Bildungsreise, wo man Gelegenheit fand, an fremden Universitäten neue Eindrücke zu sammeln. Es gab daneben die Möglichkeit, für einige Zeit das Waffenhandwerk zu ergreifen und auf diese Weise ebenfalls den Horizont zu erweitern. Der Grossteil der Patriziersöhne zog es jedoch vor, die dritte Variante zu wählen, nämlich in

[1] TBd, 6. 6. 1748.

[2] Freudenreich, Nachruf auf Vinzenz Bernhard Tscharner, Schriften ökon. Ges., Neue Slg., S. LXX, 1782.

geschäftigem Müssiggang die Jahre verstreichen zu lassen[1]. Bei den Brüdern Tscharner treffen wir zunächst auch hier auf eine andere, nicht gewöhnliche Lösung: der Hauslehrer wird nicht abgedankt, er kann seine Erziehungsarbeit fortsetzen. Aber die Epoche wird doch dadurch markiert, dass die Jünglinge nun der direkten Aufsicht der Eltern enthoben werden. 1742 siedelte Johann Stapfer mit seinen Zöglingen nach der Familienbesitzung in Montagny bei Yverdon über. Für drei Jahre, bis zum Winter 1745[2], konnten sie sich nun ganz ihren Studien widmen, ungestört vom Getriebe der Stadt, in einer Umgebung, die ihnen bisher unbekannte Horizonte öffnete. Das Welschland trat damit zum ersten Male so recht in den Gesichtskreis Tscharners. Und dieser dreijährige Aufenthalt in Montagny sollte zugleich der einzige von längerer Dauer sein. Während Vinzenz Bernhard dann vor allem durch seine Landvogtszeit in Aubonne[3] mit den welschen Landen in engen Kontakt kam, besuchte sie Tscharner später nur noch vorübergehend auf Reisen.

Konkretes über die Tätigkeit der drei Bildungsbeflissenen ist leider nicht bekannt. Man kann nur erschliessen, dass neben der Lektüre der Alten auch in immer stärkerem Masse zeitgenössische Literatur gepflegt wurde. Neben die Historiker traten nun doch auch Dichter und Philosophen. Grosses Gewicht wurde auf die Sprachausbildung gelegt. Neben den beiden klassischen Sprachen galt das Interesse vor allem französischen, englischen, aber auch deutschen Werken[4]. Der Poesie wurde reichlich Zeit gewidmet. Johannes Stapfer hatte eine poetische Begabung, die er seinen Schülern mitzuteilen wusste. Tscharner nannte ihn voller Bewunderung einen «gebohrnen Poeten ..., Stapfer hat in Bern vor die Reimlosen Verse geeyferet, und ist einer der ersten Märtyrer derselben gewesen»[5]. Es wurden Gedichte verfasst, aber nicht Niklaus Emanuel trug da die Palme davon, auf diesem Gebiet war Vinzenz Bernhard mehr be-

[1] Vgl. David Müslin in seiner Broschüre: Bern, wie es war – ist – und sein wird, bei Geiser, Kulturgeschichte, S. 8; Bonstetten, l. c. S. 32 und Pseudojustinger, l. c. S. 33/34.

[2] Vinzenz Bernhard Tscharner an Sinner, 27. 10. 1745.

[3] V. B. Tscharner war Landvogt in Aubonne von 1769–1775. Vgl. Stoye, S. 240 ff.

[4] 1749 klagt Tscharner darüber, dass er der italienischen Sprache unkundig sei. TBd, s. d. (Frühling 1749).

[5] TBd, 26. 5. 1749

gabt. Nicht gefühlsbetonte Poesie lag Tscharner am Herzen, er suchte nach Erkenntnis, suchte das menschliche Herz zu ergründen. Immer stärker zeigte es sich, dass der Mensch, als Mitmensch, als Glied der Gesellschaft, für ihn der bevorzugte Studiengegenstand wurde.

Der Winter 1745 sah die drei Freunde, denn das waren sie unterdessen geworden, wieder in Bern. Johannes Stapfer hatte sein Examen abzulegen und wurde nun verbi divini minister. Aber er blieb weiterhin in der Familie. Bei ihrer Rückkehr nach Bern bemerkten die beiden Tscharner, dass sie sich von der Mehrzahl ihrer Standesgenossen unterschieden; während andere sich vergnügten und ihre Zeit vertrödelten, hatten sie sich an den Werken der Alten und Neuen weitergebildet. Vinzenz Bernhard klagte über «unsere jungen Taugenichtse, die ihre Zeit auf traurige Weise dahinschleppen, sich bei der Arbeit und dem Nichtsthun langweilen, die erröten, eine gute Handlung zu thun, die sie von anderen loben[1]». Auffällig musste es allerdings sein, dass diese Jugend nicht gepackt wurde von all den Büchern und Broschüren, die gerade in jener Zeit Kunde gaben von einer neuen geistigen Haltung. Es konnte gar nicht anders sein, wenn diese Jugend nur Kenntnis erhielte von diesen Werken, dann müsste sie doch ihres Müssigganges überdrüssig werden und sich an der geistigen Auseinandersetzung beteiligen. Deshalb riet Vinzenz Bernhard dem neuerwählten Bibliothekar Sinner: «Prenez soin d'attirer à la lecture nos jeunes désœuvrés par un choix de livres épuré de pedantisme et conforme au seul vrai gout moderne[2].»

Die beiden Brüder hielten sich zwar durchaus nicht von den Vergnügungen der patrizischen Jugend fern und fristeten kein abgeschlossenes Studierstubendasein. Sie unternahmen Reisen: im Sommer 1747 ging es in die Zentral- und Ostschweiz, «dans le dessin de voir et de connoitre la Suisse» und um die berühmten Männer anderer Orte kennenzulernen.

Als Söhne eines ehemaligen Schultheissen war es für sie auch gegeben, dass sie im äussern Stande mitwirkten. 1746 bekleidete Tscharner das angesehene Ehrenamt des Herrn von Bubenberg[3], wurde 1747 Sechzehner

[1] V.B.Tscharner, 1745, zitiert bei Tobler 1896, S. 5.
[2] V.B.Tscharner an Sinner, 15. 10. 1748. Vgl. Burri, Sinner, S. 41.
[3] Vogteienrodel des äussern Standes, Mss. Hist. Helv. X, 44.

und 1748 Statthalter[1]. 1747 war er Mitglied einer Spezialkommission, der sogenannten Kasten-Kommission[2]. Für Ostern 1749 figurierte er nochmals auf dem Sechzehnervorschlag. Aber trotz all dieser Ehrenämter ist zu vermuten, dass Tscharner nicht mit überschwänglicher Begeisterung im äussern Stande mitmachte. Nicht die laute Geselligkeit der Salons und Sozietäten zog ihn an, sondern allein mit sich selbst zu sein, versehen mit interessanter Lektüre, das macht ihm am meisten Freude, auf diese Weise möchte er seine Zeit zubringen. «Das Studium und das Lesen, die vernünftigste Beschäftigung des Menschen, macht schon längst meinen angenehmsten Zeitvertreib[3].»

Frauenfelder-Zeit

1748 wurde Vater Emanuel Landvogt im Thurgau. Die Familie übersiedelte daher für zwei Jahre nach Frauenfeld. Für die zwei Brüder bedeutete das, dass sie weitere zwei Jahre ungestört mit ihrem Freunde Stapfer sich der Literatur widmen, sich ihren geistigen Neigungen hingeben konnten. Deshalb auch kein Wort des Bedauerns über die erneute Entfernung von Bern. Im Gegenteil: in Bern musste er seine Zeit «zwischen meinen Freunden und den Musen» teilen, klagte Tscharner, «jetzt aber,

[1] Mss. Hist. Helv. X, 32.

[2] Der Kommissionsbericht der Kasten-Commission ist ein recht eindrückliches Beispiel dafür, wie die jungen Patrizier die Tätigkeit im äussern Stand auffassten. Die Äusserlichkeiten, Beratungen, Geschäftsordnung usw. sind zwar dem wahren «innern» Stand nachgebildet; in der Behandlung der Geschäfte selbst aber versuchte man nicht so sehr eine ernste Vorschulung durchzuführen, als in möglichst witziger Weise und pointierter Formulierung einen Beitrag zur Geselligkeit zu leisten. Die Kommission sollte ihrem Auftrag gemäss einen Kasten für die revidierten Standessatzungen anfertigen lassen. Sie kam zum Schluss, dass als Material hiezu die Libanonzeder am geeignetsten wäre. So solle denn eine Expedition ausgeschickt werden, um eine Zeder zu besorgen. Weil bei dieser Gelegenheit unter Umständen auch noch gerade Jerusalem von den «Sarazenen» befreit werden könnte, soll der Stand die nötigen Lanzen unter dem Kommando des Landvogtes von Habsburg beistellen, damit ein richtiger Kreuzzug ausgeführt werden könne. «Vielleicht hat das Schicksal die Eroberung dieses Landes, die es Gotfried von Bouillon, Friedrich dem Rohtbahrt, Richard das Löwenherz genannt, und so viel anderen Helden versagt, für unsere Zeithen und für den hohen Aüsseren Stande aufgespahrt... Actum, 23. Merz 1747.» (Mss. Hist. Helv. X, 8.)

[3] TBd, 6. 6. 1748, vgl. Tobler, 1900, S. 4.

da ich in meiner Einsamkeit einer philosophischen Ruh geniesse, die keine Freunde stört», konnte er sich seiner Liebhabereien freuen.

Die einundzwanzig- und zwanzigjährigen Söhne überliess Emanuel Tscharner nun allerdings nicht mehr ganz ihrem Präzeptor. Die günstigen Gelegenheiten, ihnen politischen Anschauungsunterricht zu geben, liess er nicht ungenutzt verstreichen. Von Vinzenz Bernhard ist eine Schilderung der fünftägigen Huldigungsfahrt durch die Vogtei erhalten [1]. Wenn die Söhne mit ihrem Vater Landvogt durch die Landgrafschaft ritten, so erlebten sie zum ersten Male, was es bedeutete, als obrigkeitliche Person der grossen Masse der Untertanen gegenüberzustehen. Die Tagsatzung, die in Frauenfeld zusammentrat, bot ihnen den Ausblick auf die gemeineidgenössische Ebene. 1749 besuchte Stapfer mit seinen zwei Freunden eine Glarner Landsgemeinde [2]. Man glaubt aus alledem zu spüren, dass der Vater allmählich seine Söhne von der schwärmerischen Begeisterung für die Literatur überführen wollte zu einer vermehrten Beschäftigung mit staatspolitischen Fragen. Er mochte spüren, wie die lange Zeit des Zusammenseins mit dem anregenden, vielseitig begabten und für alles Neue aufgeschlossenen Stapfer die Söhne seiner eigenen geistigen Haltung mehr und mehr zu entfremden begann. Es wird sich zeigen, dass diese Gefahr bei Vinzenz Bernhard viel grösser war als bei Tscharner. Dass die Söhne durch ihren Umgang mit Stapfer ein ihrem Vater fremdes Gedankengut zu ihrem eigenen gemacht hatten, erhellt etwa aus der kurzen Charakterisierung, die Heinrich Meister von Emanuel und Vinzenz Bernhard gibt [3].

Welches waren denn nun diese literarischen Liebhabereien, denen sich Tscharner hingab?

«Unter allen Wissenschaften fand ich eine der schönsten, der schwersten, aber auch der nuzlichsten das Kentniss des Menschlichen Herzens.

[1] V.B.Tscharner an Sinner, 4. 9. 1748 (Mss. Hist. Helv. X, 106, 47).

[2] V.B.Tscharner an Zimmermann, 19. 6. 1749. Mit interessanten Gedanken über die Staatsform der Landsgemeindedemokratie im Vergleich zu der Aristokratie. Abgedruckt bei Stoye, S. 27.

[3] Emanuel Tscharner «c'est lui qui fit chasser Rousseau d'Yverdon, mais il s'en repentit, après avoir été mieux instruit de sa manière de penser par son fils, qui est le traducteur des poésis de M. de Haller». (J.H.Meister, in: BTB 1904, S. 66.)

Vor allem soll der Mensch sich selbsten kennen lernen. Diesem Gedanken des H. Pope zufolg, den ich mir zum Lehrer wählte, suchte ich mich zuerst selbsten so gut als möglich zu kennen, hierauf suchte ich den Menschen mehr aus dem Umgang meiner Mitburger als aus den Bücheren kennen zu lehrnen; doch da ich aus Erfahrung verschiedener Jahren, die ich in der Gesellschaft mit Leuten von verschiedenen Alter und Ständen zugebracht, glaubte im Stande zu sein, Authoren, die von dem Charakter und der Gemüthsart der Menschen geschrieben mit Nuzen zu lesen, so bewunderte ich mit Recht die Klugheit und den Wiz des scharfsinnigen La Bruyère ...[1]»

Das apollinische «Erkenne dich selbst» an den Anfang seiner geistigen Bemühungen gestellt zu haben, beweist zum mindesten das eine, dass sich Tscharner die Sache nicht leicht gemacht hat. Mochte auch die klassizistische Form seines Schaffens zunächst den Ausschlag für Pope gegeben haben, viel wichtiger für Tscharner wurde doch der Inhalt. Anders als sein Bruder suchte er in den Werken der Literatur nicht vorab ästhetische Befriedigung, er spürte nicht den Schönheiten der Sprache nach, ergötzte sich weniger an einer hervorragend gelungenen Form der Aussage. Den Menschen setzte Tscharner also in den Mittelpunkt seiner Studien. Und wie rationalistisch versuchte er diesem Menschen beizukommen! Pope als Lehrmeister[2] soll ihm zuerst sein eigenes Ich aufschliessen helfen. Dann aber trat ein anderer Gedanke in den Vordergrund. Nicht Bücher sollten ihm in der Folge den Menschen näher bringen, sondern durch eigene Erfahrung wollte er sich Menschenkenntnis erwerben im Umgang mit seinen Mitmenschen.

Dies muss festgehalten werden: der Wille zum Selbsterleben, zur Empirie, zur eigenen Erfahrung, der beim reifen Tscharner so klar hervortritt, hat hier seine frühen Wurzeln.

Erst später, nachdem auf Grund eigenen Erlebens ein Eindruck gewonnen war, sollte dieses Wissen mit dem, was in den Büchern dargestellt wurde, verglichen werden. Nicht Pope allein sollte das Vergleichsmaterial liefern. La Bruyères Kenntnis des Menschen, die dieser durch das Lesen

[1] TBd, 10. 3. 1749.

[2] Tscharner nennt die Werke Popes, die er gelesen hat, nicht. Aber es wird wohl in erster Linie an den «Versuch über den Menschen» von 1733 zu denken sein.

der Alten und durch den Umgang mit seinen Landsleuten gewonnen habe, bewunderte Tscharner nicht minder[1]. Noch strengerer Richter des Menschen schien ihm La Rochefoucauld zu sein, «die Geissel der menschlichen Natur», dessen Kernsatz: die Tugenden seien meistens nur verstellte Laster, Tscharner allerdings sofort seines pessimistischen Wertes entkleidete, indem er die christlichen Tugenden davon ausgenommen wissen wollte.

Was aber trieb Tscharner dazu, diese Moralphilosophen zu lesen? War es nur der Drang nach Erkenntnis? Das zu glauben hiesse den praktischen Sinn Tscharners verkennen. Auch hier wiederum sind Ansätze zu erkennen. Ansätze, die dann für den reifen Mann zu wesensbestimmenden Eigenschaften wurden. Hinter all dem Erkenntnisdrang steckte ein ebenso ungeheurer Drang zu wirken. Tscharner wollte den Menschen nicht kennenlernen, um sich dann der Kontemplation über dessen Wesen hinzugeben. Auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse hoffte er den Menschen von seinen schlechten Eigenschaften weg zu besseren führen zu können. Er wollte Menschenerzieher werden[2]. Deshalb konnte er auch nicht bei der blossen Lektüre der Werke stehen bleiben, sondern versuchte, ihr Gedankengut einem weiteren Kreis von Menschen zugänglich zu machen. Für die Werke der französischen Moralphilosophen hiess das zum Beispiel, sie ins Deutsche zu übersetzen, weil er «diese vortrefflichen Maximen der Aufmerksamkeit unserer Nation würdig» schätzte.

An diesem Punkt fielen nun Tscharners Bestrebungen zusammen mit den Zielen einer Bewegung, die gerade in jenen Jahren in Bern grossen Aufschwung nahm.

In seiner akademischen Antrittsrede vom 4. August 1734 hatte Johann Georg Altmann[3] darauf hingewiesen, dass die Pflege der deutschen Mut-

[1] Hier ist vor allem auf La Bruyères Hauptwerk zu verweisen, das er 1688 zum ersten Male veröffentlichte unter dem Titel: Les Caractères de Theophraste traduits du grec, avec les Caractères et les Mœurs de ce siècle.

[2] Als junger Mann resignierte er allerdings zunächst. «Man muss freilich nicht von der Folge dieser Schriften auf ihren Wehrt schliessen, diese Welt ist allzeit die gleiche Welt, Bacon, Boileau, Addison, La Bruyère, Molière und andere mehr haben dieselben (die Menschen) durch ihre Sinreichen Schriften nicht bessern können.» (TBd, 10. 3. 1749.)

[3] Johann Georg Altmann, 1695–1758. 1734 wurde Altmann, in Konkurrenz zu Haller, Professor der Eloquenz und blieb dann bis 1757 im Schuldienst. Seine Ge-

tersprache in Bern aufs schimpflichste vernachlässigt werde[1]. Die heute vielgepriesene Stellung Berns als einer Vermittlerin und Brücke zwischen Deutsch und Welsch konnte auf die Stadt und ihre Bürger verhängnisvoll wirken, wenn sie selbst den festen Standort verliessen und nicht mehr austauschendes Organ blieben, sondern Spielball zwischen den Kulturen wurden. Wie stark gerade zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Pendel nach der französischen Seite ausschlug, braucht hier nicht dargelegt zu werden[2]. Die Folge dieser Zwitterstellung war bekanntlich die, dass man weder die eine noch die andere Sprache rein beherrschte. An diesem Punkte setzten Altmann und seine Gesinnungsgenossen ein. Es war nicht zu bestreiten, dass die Muttersprache des Berners Deutsch war, also galt es, die deutsche Sprache zu pflegen. 1739 wurde die Deutsche Gesellschaft gegründet mit dem Zweck, die Ausbildung in deutscher Sprache in der Schweiz zu heben[3]. Die Wirksamkeit dieser Gesellschaft blieb allerdings unbedeutend, weil sie sich zu rasch in den Streit zwischen Gottsched und Bodmer verbiss und hier ihre Kräfte verschwendete. Altmann schwenkte auf die Seite Gottscheds. Es spaltete sich die Gesellschaft: im Spätjahr 1743 entstand eine «junge Deutsche Gesellschaft»[4]. Sie legte ihr Hauptgewicht nicht so sehr auf die Stellungnahme und Mitwirkung im Gottsched-Bodmer-Streit, sie stand zwar eindeutig auf der Seite Bodmers, sondern

danken suchte er auch immer wieder als Herausgeber von Zeitschriften zu verbreiten: «Bernisches Freitagsblättlein» (1721–1723), «Teutscher bernischer Spectateur» (1734), «Brachmann» (1740). Vgl. Ischer, Altmann.

[1] Ischer, Altmann, S. 37.

[2] Vgl. hiezu die Ausführungen von Ph. A. Stapfer, Ch. V. von Bonstetten und E. F. von Fischer, bei: Geiser, Kulturgeschichte, S. 17–22, daneben auch Guggisberg, Daniel von Fellenberg, S. 27–30.

[3] Die Gesellschaft erstrebte ein doppeltes Ziel: Befreiung von der Vorherrschaft des Französischen, zugleich aber auch strikte Wahrung der Selbständigkeit gegenüber dem Hochdeutschen: «Die Herren Hochdeutschen werden doch einmal ihre Vorurtheile fahren lassen, die sie solange über die Schweizer gehabt. Wir haben es Ihnen, hochzuehrender Herr (Bodmer) und unserm Herr Haller zu danken, dass man in Deutschland anfängt, unsrer Landsleuten Schriften zu schätzen, ja was noch mehr ist, sie zu fürchten.» Freudenberger an Bodmer, 22. 8. 1739 (ZBZ, Ms. Bodmer). Als Altmann auf Gottscheds Seite trat, wurde Freudenberger einer der Gründer der «jungen deutschen Gesellschaft.» Vgl. die gleichen Gedanken im Programm des «Bernischen Freitagsblättleins», worüber Maria Krebs, BTB 1903, S. 1 ff. handelt.

[4] Ischer, Altmann, S. 68. Dazu Briefe von Freudenberger an Bodmer, 21. 12. 1743 und 29. 2. 1744.

strebte danach, ihre Glieder im Gebrauch der deutschen Sprache zu üben. Die jungen Herren empfanden die Stellung auf der Sprachgrenze nicht als hemmend, sie benützten sie geradezu für ihre Zwecke, indem sie sich als Übersetzer betätigten. Aus diesem Kreis erhielt Tscharner die Anregung, La Bruyère ins Deutsche zu übertragen[1]. Nachdem zu Beginn die Arbeit flott vonstatten gegangen war, erlosch die Begeisterung bald, die Musse fehlte, die Arbeit blieb schliesslich liegen. In Frauenfeld fasste Tscharner einen neuen Entschluss und übersetzte die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld «in keiner andern Absicht, als mich in der deutschen Sprache zu üben, die uns zur Schande unserer Nation fremd worden ist»[2]. Wie weiter oben dargelegt wurde, ging es Tscharner aber nicht nur um die Übersetzungsübung. Stapfer konnte ihn deshalb mit leichter Mühe überreden, die Übersetzung dem Verleger Heidegger in Zürich zu schicken, der sie im Frühjahr 1749 veröffentlichte[3]. Die geistreichen Schriften der französischen Philosophen spornten Tscharner dazu an, es ihnen gleichzutun. Im Frühjahr 1749 unternahm er es, in einer ausführlichen «Lettre à Marianne»[4] die These zu bekämpfen, das Frauenzimmer sei der Tugend nicht fähig. Der zweiundzwanzigjährige Moralphilosoph versuchte da von seiner selbstgewählten hohen Warte herab, die Gedanken eines Boileau, La Rochefoucauld und La Bruyère über die Frauen zu kommentieren. Die vorgebrachten Ansichten sind wenig selbständig. Die «Lettre» ist vielmehr ein schönes Zeugnis für die Belesenheit des jungen Mannes. Reizvoll der Schluss, wo Tscharner seine philosophische Betrachtung mit Miltons Wort: die Frauen seien der schönste Fehler

[1] TBd, 10. 3. 1749.

[2] TBd, 10. 3. 1749.

[3] Der vollständige Titel im Quellenverzeichnis. Das Werklein ist einem V.F. (Frisching) gewidmet. In der Widmung macht sich Tscharner über die Zeitsitte lustig, dass kein Buch mehr gelesen werde, das nicht mit einer Widmung versehen sei, sei sie noch so nichtssagend. – Im Brief an Bodmer bezeichnete er die Maximen der «Aufmerksamkeit unserer Nation würdig», laut Einleitung soll das Werk in «Deutschland» sich Beifall erwerben.

[4] Der Brief ist an Marianne Sinner (1722–1811, 1753 verh. mit Rudolf Hackbrett, «eine sehr geistreiche und witzige Frau bis ins hohe Alter»), die Schwester J.R.Sinners, gerichtet. (Vgl. eine Anspielung V.B.Tscharners auf Tscharners Beziehungen zu Marianne: V.B.Tscharner an Sinner, 5. 2. 1749, Mss. Hist. Helv. X, 106, 123.) Tscharner gehörte mit seinem Bruder zu jenem Kreis junger Damen und Herren, die sich um den geistreichen Sinner scharten.

der Natur, ins pulsierende Leben zurückführt und mit einer Liebeserklärung an Marianne schliesst. Philosophische «nugae»! Gewiss. Aber zugleich ein Hinweis darauf, wie diese schöngeistigen Jünglinge ihre Zeit ausfüllten. Tscharner selbst muss recht stolz auf diese «Lettre» gewesen sein. Er hätte sie sonst nicht verdeutscht Bodmer als Probe seines Könnens zugeschickt[1]. Damit ist der Name genannt, der in der Frauenfelder-Zeit für Tscharner bestimmend wurde: Bodmer.

Bodmer selbst hatte die Beziehungen zu den beiden Bernern, wohl durch Stapfer über ihre literarischen Bestrebungen unterrichtet, aufgenommen, indem er ihnen zu Beginn des Jahres 1748 seine Verdeutschung von Popes Dunciade sandte. Die beiden Brüder fühlten sich dadurch natürlich sehr geehrt[2]. Und doch ist es bezeichnend, dass Tscharner schon in seinem zweiten Brief an Bodmer hervorhob, dass auch in Bern das geistige Leben zu blühen beginne: «Ich habe das Vergnügen die Wissenschaften in meiner Vaterstadt in Beständiger Aufnahm zu sehen: Haben Haller, Stapfer, Muralt und andere durch ihre gelehrten und geistreichen Schriften der Welt davon genugsame Proben gegeben, so sind viele welche, obschon sie durch keine gedruckte Schriften sich bey den Ausländeren bekant gemacht, doch der Hochachtung gelehrter Leuten würdig sind[3].»

Der Berner wollte vor dem Zürcher Professor nicht bloss dastehen! Bodmer liess es sich angelegen sein, den Kontakt mit den Brüdern Tscharner und ihrem Hauslehrer nicht abreissen zu lassen. Die Übersiedlung nach Frauenfeld machte solchen Kontakt leichter. Jetzt wurden die Moralphilosophen in den Hintergrund geschoben. Bodmer nahm das Trio für seine Intentionen in Anspruch. Die Wendung trat vollends ein, als die Frauenfelder mit Klopstocks Messias bekannt wurden. Nun wollte Tscharner sofort die ersten Gesänge des Messias «fremden Völkeren bekant machen», er wollte «den Ausländeren» zur Freude die Übersetzung des Messias in «einer allgemeinern Sprach» liefern. Nichts sollte ihn abhalten: «In magnis voluisse sat est![4]» «Ihr Beyfall sowohl als die Regungen, die mein gerührtes Herz im Lesen des göttlichen Messias empfunden, versicheren mich, dass ich den Poeten mit Recht bewundere[5].»

[1] TBd, s. d. (Frühjahr 1749). [2] TBd, 31. 1. 1748, vgl. Stoye, S. 48/49.
[3] TBd, 6. 6. 1748. [4] TBd, s. d. (Frühjahr 1749). [5] TBd, 26. 5. 1749.

Jedoch bald einmal wollte er die Übersetzung aufschieben, bis das ganze Werk vollständig vorliege. Es stiegen ihm Zweifel auf über die Möglichkeit einer Übersetzung: «tausend Schönheiten sind der Sprache und der Schreibart eigen, deren die Französische nicht fähig ist». Hier ist klar zu sehen: Klopstocks Messias hatte Tscharner das Bewusstsein verschafft, dass die deutsche Sprache der französischen in ihren Ausdrucksmitteln ebenbürtig, ja überlegen sei.

Tscharner hat die Übersetzung des Messias nie ausgeführt. Vinzenz Bernhard übernahm die Arbeit, allerdings von Stapfer und Tscharner tatkräftig unterstützt[1]. Augenfällig trat der Begabungsunterschied zwischen den beiden Brüdern in Erscheinung. Bisher mochte das gemeinsame Bildungserlebnis ihre Bestrebungen und Lieblingsbeschäftigungen auf weite Strecken gleichgerichtet haben. Mit zunehmendem Alter begannen ihre spezifischen Anlagen sich stärker bemerkbar zu machen. Vinzenz Bernhard war poetischer veranlagt. Er dichtete Oden auf Klopstock, auf Friedrich den Grossen, auf die Wässerkunst. Tscharners poetische Versuche sind zu zählen. Ihn drängte es nicht, seinen Gefühlen in Versen Ausdruck zu geben. Ihn trieb es vielmehr dazu, mit seinen Verstandeskräften die Werke der schönen Literatur zu analysieren, sie zu vergleichen. Die Übersetzung des Messias gab er auf, dafür wollte er nun Miltons Verlorenes Paradies mit dem Messias vergleichen[2]. Kritisch vergleichen! Es deutet auf ein nicht wenig entwickeltes Selbstbewusstsein hin, dass der zweiundzwanzigjährige Patrizier diese beiden Werke seiner Kritik unterwerfen will. In der Tat zeigt sich hier ein Charakterzug, der später immer stärker zur Geltung kommen wird. Tscharner besass ein grosses Vertrauen in seine Urteilskraft!

Als Kritiker sollte Tscharner schliesslich auch in die Literaturgeschichte eingehen, als eine der Hauptpersonen im sogenannten Noah-Handel[3].

[1] Vgl. Stoye, S. 55. Der erste Gesang wurde im Sommer 1749 übersetzt.

[2] TBd, 26. 5. 1749. Auch dieser Gedanke wurde nicht in die Tat umgesetzt.

[3] Vgl. Baechtold, Dt. Literatur in der Schweiz, S. 600–602.
Tobler 1896, S. 17–24 (ausführlich). Tobler 1900, S. 5.
Stoye, S. 60.
Teucher, Thurgauerzeitung, 25. 4. 1935.
Es geht hier nicht darum, die ganze Affäre nochmals im Detail abzuhandeln. Es ist zu untersuchen, welchen Einfluss sie auf die geistige Entwicklung Tscharners hatte.

Die jungen Tscharner und ihr Hauslehrer waren von Klopstock begeistert. Wie sehr wurden sie deshalb erregt, als ihnen zu Beginn des Jahres 1750 von Leipzig ein anonymes Gedicht zugesandt wurde, das sich ebenfalls mit einem biblischen Stoff auseinandersetzte und ganz offensichtlich in engster Anlehnung, um nicht mehr zu sagen, an den «göttlichen Messias» entstanden war: das Heldengedicht des Noah. Oder vielmehr die «Rhapsodie des Noah», wie sich Tscharner beeilte, das Werk zu taufen. Anschaulich beschrieb Tscharner, wie es in Frauenfeld jeweils zuging, wenn ein Paket aus Leipzig oder Zürich mit neuer Literatur erschien[1]: die drei stürzten sich auf den Inhalt, jeder suchte das Schönste zu erhaschen. Für diesmal hatte man zwei neue Gesänge des Messias erwartet. Und nun kam dieser Noah ans Tageslicht! Die Enttäuschung hätte für die Frauenfelder nicht grösser sein können.

«Klopstock hat uns an Wunder gewöhnt, und wir wollen nicht schlechteres bewunderen; jezt ist Noah oder vielmehr sein Author ein Nachahmer, und wie gering ist er, wenn man ihn seinem Urbilde entgegenhält; wie würdig besingt Klopstock seinen göttlichen Helden, wie edel sind seine Gedanken; wie rein seine Schreibart, wie natürlich seine Charakteren. Wie zierlich und schön ist der Messias. Vergleicht man mit diesem den Noah, so bleibt ihm kaum der Nahme eines Nachahmers, und gewiss in dieser Abschrift kent man das Urbild kaum. Wie prosaisch, wie seicht ist sie, kein rechtes und erhabenes Gleichnis, kein neuer Gedanke, den der Author nicht aus den Fabeln der Alten genommen, oder aus der Naturlehre der neueren, kein rechter Character ...[2]»

So schrieb Tscharner. Aber es ist festzuhalten, dass er dieses Urteil nicht selbständig fasste, sondern dass er sich dabei auch auf die Meinung Stapfers stützte. Stapfer war in diesem Kreise in allen Belangen der Literatur der Führer. Er hatte die poetische Ader, Vinzenz Bernhard besass sie ebenfalls, Tscharner nicht. «Der Herr Stapfer steht in dem Gedanken, man sollte diesen ersten Missbrauch der hexametrischen Poesie von Grund aus bestrafen, dem Übel in der Geburt vorzubeugen, das man von der Fruchtbarkeit des deutschen Witzes besorgen muss[3].»

[1] TBd, 26. 5. 1749.
[2] TBd, 27. 3. 1750.
[3] V.B.Tscharner an Bodmer, 16. 3. 1750, abgedruckt bei: Tobler 1896, S. 17.

Stapfer wünschte eine Gegenaktion. Als guter Pädagoge ermunterte er seine Schüler, eine Kritik des Heldenepos Noah zu verfassen. Für Tscharner war das die erwünschte Gelegenheit, wo er seine Gefühle für Klopstock öffentlich bekunden konnte. Mit wahrer Begeisterung machte er sich dahinter, den Noah zu zerzausen und lächerlich zu machen.

Die Einleitung der «Beurteilung des Heldengedichts, der Noah»[1] gibt Aufschluss über die Stimmung, aus der heraus diese Kritik verfasst wurde. Hier tritt sehr deutlich die Verpflechtung von Tscharners Wesen mit dem Zeitgeist zu Tage. «Le dix-septième siècle avait fini dans l'irrespect, le dix-huitième commença dans l'ironie. La vieille satire ne chôma point; Horace et Juvénal ressuscitèrent[2].» G. W. Rabener, der der deutschen Nation die Satire nahebringen wollte, schrieb um die Mitte des Jahrhunderts: «Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will, dessen Herz muss redlich sein. Er muss die Tugend, die er andere lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten ... Er muss die Welt und das ganze Herz des Menschen, aber vor allen Dingen muss er sich selbst kennen[3].» Der von Tscharner zum Lehrer gewählte Alexander Pope hatte in mehreren Schriften von 1733 an zur Satire des Horaz Stellung genommen und sie imitiert[4]. Tscharner, der ja die Forderung Rabeners schon vorweggenommen hatte und das menschliche Herz studiert hatte, fühlte sich getrieben, den Noah in satirischer Manier zu beurteilen. «Es ist diese Beurteilung keine Satyre, keine ausführliche Untersuchung aller Schönheiten desselben, beydes hätte mehrere Zeit und mehrere Blätter erforderet», schrieb er Bodmer[5]. Aber diese Worte sind nur Selbsterniedrigung; Tscharner wollte ebengerade eine Satire schreiben. Die Beurteilung schliesst bezeichnenderweise mit dem bekannten Vers des Juvenal[6]. Der ganze beis-

[1] Beurteilung des Heldengedichts, der Noah, Zürich bei Heidegger und Compagnie, 1750. 60 Seiten. (Ein Exemplar in der ZBZ, eine Photokopie in der Stadtbibliothek Bern.)

[2] Hazard, La pensée européenne, I, S. 3.

[3] Gottlieb Wilhelm Rabener, 1714–1771, «Vorbericht vom Missbrauch der Satire» in: Sammlung satirischer Schriften 1751–1755. Vgl. dazu: Hazard, La pensée européenne, III, S. 14.

[4] Eine Zusammenstellung bei Hazard, La pensée européenne, III, S. 14.

[5] TBd, 27. 3. 1750.

[6] Den auch schon Haller seinen «Verdorbenen Sitten» als Motto vorangestellt hatte. (Juvenal, Satiren, I, 1, 30.)

sende Witz, dessen der Dreiundzwanzigjährige fähig war, ergoss sich über den armen Verfasser des Noah. Zunächst allerdings überlegte sich Tscharner, ob der Verfasser nicht etwa nach der Mode der Zeit einen «Noah travesti» oder «Noah en belle Humeur» habe schreiben wollen[1], aber bald hatte er gemerkt, dass es dem Verfasser bitter ernst um seine poetische Schöpfung war. Mit geradezu spürbarem Vergnügen machte sich Tscharner über die Bilder und Ausdrücke des Noah her[2]. Stolz war er über sein kritisches Werk. Die Schlussworte der «Beurtheilung» mögen dafür Zeugnis ablegen:

«... man könnte vielleicht aus dieser Kritik schliessen, ich sey kein Liebhaber der Dichtkunst; um mich vor dieser Anklage zu schützen, wird es genug seyn zu sagen, dass ich die grössten Dichter sowohl des Altertums, als unserer Zeiten, von allen Nationen, insonderheit aber unsers Deutschlands kenne; und wer kennet dieselben, ohne sie zu verehren; es ist vielmehr aus Liebe gegen dieselbe, und aus einem gerechten Eifer vor ihre Rechte, dass ich dieselben wider den Anfall elender Geschöpfe, wie dieser Noah ist, vertheidige, und sie wider die Feinde ihres Namens schütze. Ich,

[1] Beurteilung, S. 49.

[2] Drei Beispiele mögen genügen:

- Zur Beschreibung des Paradieses bemerkte Tscharner: «Wie schön, wie artig, wie natürlich ist diese Beschreibung des Paradieses; und wenn sie schon mit dem Paradiese des Miltons nicht übereinstimmt, muss man sich nicht wundern, jenes ist Englisch, dieses nach dem Geschmack eines Leipzigers...»
- Zu den Versen, worin sich die 50 Söhne des Sipha darüber beklagen, dass sie die 50 Töchter des Abiram nicht heiraten dürfen, weil diese dem Gottesdienst geweiht bleiben sollen:
  «Soll das Gottesdienst seyn, vielmehr ists ein grausames Morden,
  Morden der Söhne und Töchter, die in der Gebährmutter schlafen,
  Und auf den Tag der Empfängniss mit banger Ungedult warten!»,
  bemerkte Tscharner, verglichen mit dem Text noch ziemlich harmlos: «Dieser Gedanke ist ganz neu, dass die Kinder mit Ungedult auf die Empfängnis warten, und könnte ein grosses Licht in der dunklen Materie von der Zeugung der Menschen geben.»
- Die 50 Söhne planen einen Anschlag, um sich der 50 Töchter zu bemächtigen. Die Beratschlagung wird im «Noah» breit geschildert. Dazu bemerkte Tscharner: «Hier hat der Verfasser den Klopstock nachahmen wollen, welcher den Fall des Abadonnaa fast auf gleiche Weise beschreibet; wir bemerken dieses an vielen andern Orten, aber wir müssen zu seinem Ruhme sagen, dass er ihn nie glücklicher nachahmet, als wenn er ihn völlig abschreibt.»

der ich das goldene Alter der Dichtkunst sehen soll, erfreue mich, den Parnass bewohnt, und von allem Unrath gereinigt zu sehen. Doch wird es noch Mühe kosten, ehe wir diesen geheiligten Wohnplatz der Musen von allen Nachtvögeln werden gesäubert haben; ich sehe noch eine und andere Krähe, die mit fremden Federn pranget, welche ich mich zu rupfen erfreue. Es gehet mir, wie der Geyssel jener Vorwelt

Difficile est Satyram non scribere.»

Heidegger, der Verleger der Schrift, schickte die Probeabzüge Bodmer, der die Korrektur übernahm. Überschwänglich dankte ihm Tscharner dafür und machte ihm zugleich den Vorschlag: «Sie allein können dem Noah einen Werth geben den er noch nicht hat, und ihn des Lobs seiner Freunde würdig machen. Wenn Sie sich die Mühe geben wollten denselben umzugiessen und mit Versen ihrer Art zu zieren, werden Sie ihn in Bodmerische Hexameter einkleiden. So verspreche ich Kenneren und mir ein neues Vergnügen und eine neue Lust. Die gelehrte Welt die ihnen schon so vieles zu danken hat, insonderheit aber den reinen Geschmack den man in den heutigen Gedichten wahrnimmt, und ihren Schriften eigen ist[1].»

Wenn man nun weiss, das Bodmer der Verfasser des Noah war und nur, «damit ich hinterm Vorhang die freien Urtheile hörete», sich niemandem zu erkennen gegeben hatte, dann kann man sich die Überraschung in Frauenfeld wohl vorstellen, als Bodmer, um die Verbreitung der Druckschrift in letzter Minute zu verhindern, sich als Autor bekennen musste. Die Reaktion war sehr unterschiedlich und charakteristisch für die drei. Stapfer reiste sofort nach Zürich, um Bodmer zu versöhnen. Vinzenz Bernhard schrieb einen demütigen Brief. Tscharner liess zwar sogleich die Auflage unterdrücken, um möglichst alle Spuren dieses «antediluvianischen Abenteuers» zu verwischen; daneben aber konnte er es sich nicht versagen, Bodmer die Hauptschuld an dieser Tragikomödie zuzuschreiben. In zwei Briefen an Breitinger griff er Bodmers Geheimniskrämerei an, die zu dem freundschaftlichen Verhältnis, das zwischen Frauenfeld und Zürich geherrscht habe, gar nicht passe. Im übrigen war er natürlich höflich genug zuzugestehen, dass die Kritik eine unglück-

[1] TBd, 27. 3. 1750.

liche und elende gewesen sei, so dass der eitle Bodmer, dem Breitinger die Briefe zu lesen gab, über die Demütigung der Tscharner stolz sein konnte[1]. Tscharner ging die ganze Angelegenheit nicht so zu Herzen wie seinem literarisch viel stärker interessierten Bruder und dem Hauslehrer. Es hatte ihm Freude bereitet, die Satire zu schreiben; damit war die Sache für ihn erledigt. «Bey diesem allem habe ich nichts zu verlieren und noch weniger zu gewinnen, keine Ehrsucht kränkt mich, kein erlangter Ruhm bindet mich, ich bleibe frey und in der Freyheit suche ich mein Glück[2].»

Wie Tscharner seine literarische Tätigkeit beurteilte, mag der eine Satz abschliessend dokumentieren: «So ist der Müssiggang die Ursache vieler Übel, sie hat mehr als ein Abentheuer wie diese Critick ist, gebohren[2].»

Der Noah-Handel bedeutet in Tscharners Leben eine Etappe. Nicht in dem Sinne, dass Tscharner wegen dieses Betriebsunfalles die Lust an literarischer Betätigung verloren habe[3], aber einfach deshalb, weil der Noah-Handel zeitlich mit dem Abschluss seines Jugendalters zusammenfiel. Tscharner wird sein Leben lang an literarischen Fragen interessiert sein; es wird aber das natürliche Interesse des Gebildeten am geistigen Leben sein, eine Beschäftigung für seine Mussezeit. Seine Arbeitskraft dagegen wird er hinfort anderen Gebieten widmen. Die Abwendung von aktiver schöngeistiger Betätigung war das Ergebnis der vollendeten Reife, die die wahren Charaktereigenschaften über die im brüderlichen Wettstreit unter der aufmunternden Führung des Hauslehrers entwickelten Strebungen des Heranreifenden triumphieren liess. Mit seinen dreiundzwanzig Jahren hatte er die Periode der schwärmerischen Hingabe an Dichter und ihre Werke hinter sich gebracht.

Den äusserlichen Abschluss der Jugendzeit markierte eine Bildungsreise vom September 1750 bis zum November 1751. Kurz nachdem die Familie

[1] Vgl. Bodmer an Laurenz Zellweger, 22. 5. 1750, abgedruckt bei Baechtold. – Tscharners vernichtende Kritik wurde nicht von allen Zeitgenossen geteilt. Als Stimme der Gegenseite sei das Urteil der Gattin des Brugger Freundes Zimmermann zitiert, die 1761 schrieb: «Ce poème me paroit en général tout ce qu'on peut imaginer de plus beau, tant pour le Beauté de la morale, que pour la force de son Coloris.» Frau Zimmermann an Dr. Hirzel, 15. 9. 1761 (FA 238, Nr. 82, ZBZ).

[2] TBr, 9. 4. 1750.

[3] So beurteilte Tobler die Situation. Tobler 1900, S. 6.

nach Ablauf der zweijährigen Amtszeit des Vaters sich wiederum in Bern niedergelassen hatte, reisten die drei – Stapfer fuhr mit – durch Deutschland, Holland nach England und dann durch Frankreich zurück nach Bern. Leider ist von Tscharner keine Schilderung dieser Reise erhalten; kein Brief zeugt von seinen Eindrücken[1].

Bei Basel verliessen sie das Gebiet der Eidgenossenschaft[2] und kamen nach Frankfurt. Der vorgerückten Jahreszeit wegen verzichteten sie auf einen Besuch bei Haller in Göttingen, wie sie es ursprünglich geplant hatten, und fuhren direkt nach Utrecht. Im Januar 1751 hielten sie sich in London auf. Während Vinzenz Bernhard sich vor allem um die Anknüpfung literarischer Bekanntschaften bemühte, widmete sich Tscharner in erster Linie der Betrachtung der politischen und sozialen Zustände. Die Aufenthalte in Holland und England waren ja auch deshalb länger berechnet worden, weil beide «für Republikaner vorzüglich lehrreiche Länder» seien[3]. Im Frühjahr 1751 verliessen sie England, kehrten nach Holland zurück, um schliesslich als letzte Etappe Paris zu wählen. Hier trafen sie mit dem Brugger Arzt J. G. Zimmermann zusammen, der eben bei Haller in Göttingen sein Studium mit dem Doktorexamen abgeschlossen hatte. Mit ihm trat Tscharner in engen freundschaftlichen Kontakt[4]. Anfang November 1751 langten sie wiederum in Bern an. «Ein mit solchen Fähigkeiten ausgerüsteter Mann reisste gewiss nicht ohne Gefühl und Nutzen; er kam mit erhöhten, vervollkommneten Geistes- und Gemüthskräften gezieret und veredelt, und mit Kenntnissen bereichert, heim, die er in dem Umgang der um die Welt und die Wissenschaften und die Künste verdientesten Männern und den Wohnplätzen und Werkstädten derselben mit einem geprüften Geschmacke gesammelt sich zugeeignet hatte[5].»

[1] Von V. B. Tscharner sind dagegen mehrere Briefe an Haller und Zimmermann erhalten, die über seine Eindrücke Auskunft geben. Vgl. Stoye, S. 65–72.

[2] «Ms. Tscharner passeront par Bale à Utrecht... Vous avez tres bien caracterisé ces Ms. Tscharner, c'est sont c'est qu'il y a de mieux élevés de nos jeunes gens, et les Cavalliers de Berne sans exeption qui ont le plus de merite.» F. L. Jenner an Iselin, 17. 9. 1750, vgl. Keller, BTB 1888, S. 246.

[3] Freudenreich, Lobrede 1782, Neue Slg., S. LXXII.

[4] Zimmermann an Haller, 2. 9. 1751, vgl. Ischer, BTB 1904, S. 3. Am 23. 9. 1751 meldete Zimmermann, dass die Tscharner Paris verlassen hätten.

[5] Freudenreich, Lobrede 1782, Neue Slg., S.LXXII.

Die Jugendzeit war abgeschlossen. Jetzt nahm Stapfer von seinen Zöglingen Abschied. Das Trio verlor seinen Zusammenhang. Auch die beiden Brüder gingen nun ihre eigenen Wege.

Im Blumenhof

Den neuen Lebensabschnitt eröffnete Tscharner damit, dass er der staunenden Mitwelt zeigte, dass man auch fern der Stadt aufwachsend und ohne dass man am Treiben der Jugend allzu grossen Anteil genommen hatte, zu einem stattlichen jungen Mann sich entwickeln konnte.

Der «Schüsselikrieg» sollte 1752 wieder einmal in einem besonders festlichen Rahmen stattfinden[1]. Die Festlichkeiten sollten zunächst, nach Tillier[2], mithelfen, den traurigen Eindruck der Henzi-Verschwörung von 1749 zu verwischen, zum andern sollte dadurch die Geburt des Dauphin gebührend gefeiert werden[3]. Die sonst sehr zurückhaltenden Ratsherren hatten für diesmal eine Reihe von Lustbarkeiten erlaubt: neben dem zweimal durchzuführenden Schützenumzug und einem zehntägigen Lustlager der Feuerwerker besonders ein prachtvolles Feuerwerk und einen nächtlichen Ball in der «manège». Am 28. April fand die erste Durchführung des Umzuges statt, am 8. Juni die noch glänzendere Wiederholung. Besondere Aufmerksamkeit erheischte dabei die Kompanie der Herren Schweizer, «die junge reiche und vornehme Herren waren, deren jeder sich piquierte, es den andern in der Pracht und Kostbarkeit hervor zu thun». Der Hauptmann dieser besonders kostbar ausgestatteten Truppe war niemand anderes als Tscharner, «welcher aufs wenigste für 50 000 Thaler Edelsteine, goldene Ketten und Medailles an sich trug und eine

[1] Neben dem Regimentsumzug des äussern Standes, der mit Zuzug von Milizen und Studenten gewöhnlich in einem Scheingefecht auf dem Kirchenfeld seinen Abschluss fand, führten die Schützen alljährlich ihren Schützenmattaufzug durch, einen Zug von der Plattform auf die Schützenmatte zur Eröffnung der Schiesssaison. Die meisten jungen Leute waren bei beiden Anlässen anwesend, die allerdings nicht jedes Jahr mit gleichem Glanze durchgeführt wurden.

[2] Tillier V, S. 221.

[3] Ausführliche Schilderung der Festlichkeiten nach einem zeitgenössischen Bericht in BTB 1862, S. 261 ff.

superbe Figur hatte»[1]. Vor Tscharners Kompanie marschierten acht Musikanten in den tscharnerschen Farben. Tscharner hatte demnach für diesen Aufzug sehr viel angewendet. Tat er es, um ein ganz bestimmtes Augenpaar zu erfreuen, um ein bestimmtes Herz höher schlagen zu lassen? Fast möchte man es meinen, wenn man bedenkt, dass am 22. Juni, also kurze vierzehn Tage später, der «Ehebrief zwüschen dem Woledlen, Vesten Junkeren, Junker Niclaus Emanuel Tscharner, als Herren Hochzeiter an Einem, denne der Woledelen, Tugendgezierten Jungferen, Jungfer Anna Catharina von Tavel, als Jungfer Hochzeiterin am anderen Theil»[2] unterschrieben wurde. Am 24. Juli 1752 fand in der Kirche von Köniz die Trauung statt. Die günstigen materiellen Voraussetzungen schienen dem jungen Paar eine glückliche Ehe zu verheissen[3]. Am 17. April 1752 war der Bruder von Emanuel Tscharner, Bernhard, alt Landvogt von Frienisberg, kinderlos gestorben und hatte Niklaus Emanuel zum Haupterben seiner Immobilien gemacht[4].

Im herrschaftlichen Blumenhof in Kehrsatz richtete sich das Paar häuslich ein. Fern von aufreibender Geschäftigkeit, von lärmender Geselligkeit lebte Tscharner hier als tätiger Landmann. Zum Blumenhof gehörte ein Landwirtschaftsbetrieb im Halte von 120 Jucharten. Voller Eifer stürzte sich Tscharner in die neue Arbeit. Nun war der «Müssiggang» vorbei. Seine Zeit nahm der Landbau in Anspruch, um so mehr, als er

[1] BTB 1862, S. 276. Ein Porträt Tscharners als Hauptmann im Schüsselikrieg befindet sich im Besitze von Herrn von Freudenreich in Monnaz (VD). (Photokopie im Familienarchiv.)

[2] Tochter von Paul Esajas von Tavel, a. Hofmeister von Königsfelden, und der Anna Katharina Thormann, *1730. Die Ehebriefe befinden sich im Familienarchiv.

[3] Zimmermann schrieb über diese Partie am 27. 6. 1752 an Haller: «Mr. Tscharner de Koenigsfelden l'ainé vient de prendre le meilleur (sc. parti) qu'il y a. C'est Mlle de Tavel de Koenigsfelden avec 90 000 Livres. Vous iugerés par là du reste!» Laut Ehebrief erhielt Tscharner von seinem Vater als Ehesteuer 25 000 Bernpfund.

[4] Bernhard Tscharner vermachte Tscharner: das neuerbaute Haus an der Kramgasse (heutige Nr. 54, vgl. Kunstdenkmäler der Stadt Bern, Bd. 2, Basel 1959, vor allem S. 274–277) als Erbteil angerechnet zu 35 000 Pfund, dann die Güter im Raume von Kehrsatz, angerechnet zu 50 000 Pfund. (Testament vom 2. 3. 1742, mit Zusatz vom 18. 3. 1752. Testamentenbuch 24, S. 204.)

sich vorgenommen hatte, durch persönliche Bewirtschaftung das Gut zu einem Musterhofe zu machen[1].

Seine literarischen Interessen liess er allerdings nicht unbefriedigt. Die Musse des Abends widmete er der Lektüre. In Paris hatte er Bekanntschaft mit Zimmermann gemacht[2]. Seit dem Mai 1752 befand sich Zimmermann als Arzt in Bern und wurde Hausarzt bei Tscharner. Der begabte Brugger wusste Tscharner auf literarischem Gebiet anzuregen. Nachdem Zimmermann im Frühjahr 1754 Stadtphysikus von Brugg geworden war, blieben dennoch die Beziehungen aufrechterhalten. In den Briefen folgten sich medizinische Auskünfte und literarische Urteile bunt durcheinander[3]! Von Voltaire war die Rede, der an der Pucelle d'Orléans arbeitete. «Hr. Sinner, der verschiedene Strophen davon recitieren hören, sagt, sie seyen vollkommen schön; der Author soll in diesem Gedicht die Dummheit und den Aberglauben selbiger Zeiten, wie auch den Ehrgeiz des Päbstlichen Stuhls derb mitnemmen[4].»

Das Thema Voltaire war ergiebig. Noch hatte Tscharner die Pucelle nicht gelesen, da konnte er Zimmermann von der Wirkung Voltaires

[1] Zwei Pläne im Staatsarchiv Bern geben über die Lage des Blumenhofes und die dazugehörigen Landstücke Auskunft. Der eine (Insel Nr. 15) auf einem Plan von 1689 fussend, zeigt die Güter, die zur Zeit von Bernhard Tscharner, a. Landvogt von Frienisberg, der Tscharner das Gut vermachte, zum Blumenhof gehörten. Das Herrschaftshaus lag im Winkel zwischen der Strasse nach Wabern und dem Weg nach Köniz (noch heute erhalten und so benannt). Die Hauptmasse des Grundbesitzes lag bergwärts der Bern-Thun-Strasse, anschliessend an das Herrschaftshaus, im Raum der heutigen Bahnstation Kehrsatz.

[2] Zimmermann, Johann Georg, 1728–1795, von Brugg, studierte in Bern und Göttingen, Arzt in Bern, dann von 1754 bis 1768 Stadtarzt von Brugg. Hierauf königlicher Leibarzt in Hannover. Verfasser populärphilosophischer Werke. – Vgl. über ihn: Ischer, Zimmermann, Bern 1893; Auguste Bonvier, J. G. Zimmermann, un représentant Suisse du cosmopolitisme Littéraire au XVIIIe siècle, Genf 1925; daneben: R. Ischer, J. G. Zimmermanns Briefe an Haller, BTB 1904–1912, R. Ischer, J. J. Rousseau und J. G. Zimmermann, BTB 1899; R. Luginbühl, Briefe von J. G. Zimmermann, ..., an Philipp Albert Stapfer, AHVB, Bd. XIII, Bern 1893.

[3] Der Hausarzt Zimmermann führte die medizinische Betreuung als Fernbehandlung weiter und überzeugte sich bei den Besuchen in Bern vom Erfolg seiner Bemühungen. Am 19. 5. 1755 meldete er Haller, dass er die Gemahlin von einer Brustfellentzündung und Tscharner selbst von einer Angina befreit habe: «Je suis généralement fort heureux dans les maladies inflammatoires.» (Ischer, BTB 1907, S. 164.)

[4] TZ, 2. 9. 1755.

auf die Genfer erzählen. Die ganze Stadt sei aufgewühlt. Gesellschaften schössen wie Pilze aus dem Boden, die sich mit nichts anderem als «Belles lettres» und Poesie beschäftigten. «Wer nicht Verse machen oder tadlen kann, wird als unnützes Glied der Gesellschaft angesehen[1].» Voltaires «Orphelin de la Chine» hatte er mit Interesse gelesen und wollte es Zimmermann zusenden. Jean Jacques Rousseaus Name taucht auf. Noch wenig profiliert allerdings. Er sei wieder in Genf. Voltaire ist die Autorität, Rousseau der Anfänger. Mit zustimmender Genugtuung zitierte Tscharner das Urteil Voltaires über Rousseaus Schrift «wider das menschliche Geschlecht»[2]. Mit Ungeduld wartete Tscharner jeweils auf den «Bott», der ihm Neuerscheinungen brachte. Sein Wohlstand erlaubte ihm, sich eine reiche Bibliothek zuzulegen. Stapfers Saat ging auf! Doch dann plötzlich wieder ein Innehalten: «Neue Werke lese ich nicht mehr, dieselben haben denn einen allgemeinen Ruff.» Tscharner begann mit der Zeit hauszuhalten, seine Musse war klein geworden.

Es schimmert durch all das auch immer der junge Ehemann und Familienvater hindurch, der am liebsten seiner Familie lebt. «Ich geniesse hier der Landluft und der philosophischen Musse[3].» Doch da wird diese philosophische Ruhe jäh gestört. Die Gattin überstand die Geburt des dritten Kindes nicht. Vergeblich rang er einige Tage um ihr Leben[4].

[1] TZ, 14. 11. 1755.

[2] TZ, 14. 11. 1755. Voltaire hatte geschrieben: «On n'a jamais tant employé d'Esprit à vouloir nous rendre bêtes; il prend envie de marcher à quatre pattes, quand on lit votre ouvrage.»

[3] TZ, 2. 9. 1755.

[4] Gestorben am 29. 12. 1755. Wie weit unsachgemässe Behandlung am Tode mitverantwortlich war, ist nicht ersichtlich. Zimmermann jedenfalls äusserte sich am 16. 1. 1756 gegenüber Haller: «Vous savés, Monsieur, les dernieres paroles de Me. Tscharner à M. Hilfer quelque heures avant sa mort. „Partés Charlatan, je ne puis plus vous voir!"» (Hilfer war als Arzt damals in Bern en vogue. Zimmermann war daher über dieses negative, kreditschädigende Urteil froh.) (Ischer, BTB 1908, S. 102.)

Tscharner schrieb an Zimmermann, dass seine Frau schon längere Zeit vor ihrem Tode geglaubt habe, das zu grosse Glück, das sie in ihrer Ehe geniesse, könne nicht von langer Dauer sein. Allem Anscheine nach hatte sie noch bestimmtere Todesahnungen und Erscheinungen kurz vor ihrem Tode. J. C. Lavater ersuchte nämlich Tscharner 1773, ihm die «äusserst merkwürdige Geschichte von der Ahndung und der Erscheinung, die dem Tode Ihrer seeligen Gemahlin vor und nachgieng, mit allen Umständen, Namen des Orts, der Personen, der Zeit usf. zuschreiben, und mir

Das Schicksal fand nicht einen harten, unerschütterlichen Mann. Ein erstes Mal drohte ein Todesfall Tscharners Leben eine unheilvolle Wendung zu geben. «Mein zerrissenes Herz blutet an einer nie zuheilenden Wunde, mein ganzer Leib ist der Wucht der Leydenschaften und der Empfindungen blossgestellt[1].» Tscharner wünschte seiner Gattin möglichst bald zu folgen. Seine Phantasie versuchte immer wieder vergeblich, in die verwaisten Räume das Bild der Verstorbenen zu projizieren. Alle Gegenstände im Hause erinnerten ihn an sie. Ein Gefühl des Aufgebens bemächtigte sich seiner. Da erreichte ihn in dieser Stimmung ein Gedicht von Zimmermann, das dieser eigens auf den Tod der Gattin Tscharners verfasst hatte[2]. Es kam dessen Stimmung in der Tonart entgegen und vermochte doch zugleich ihn vom Geschehenen etwas abzurücken. Das Empfinden der mitleidenden Freundschaft gab Tscharner neuen Halt. Geschickt lenkte Zimmermann Tscharners Gedanken auf das Kind, das am Leben geblieben war. So raffte sich Tscharner allmählich auf. Was er zunächst über das tapfere Sterben seiner Gattin ausgesagt hatte: «wo der Freigeist verzagt, der Weise verstummt, da sieget der Christ. Das Sterbebett ist der Schauplatz seiner Grösse, er triumphiert über die entsetzte Natur, und sihet seiner unsterblichen Hofnung unerschrocken entgegen. So führet die Religion ihre Kinder durch ein unvollkommenes Leben, zur Vollkommenheit, durch Tod und Gruft über die Trümmer einer gestraften Welt zu ihrer Bestimmung»[3], wendete er nun auch auf sich selbst an. Sterbend hatte ihm die Gattin für seine Liebe gedankt, «ein Zeugnis ..., das Gott nicht verwerfen wird»[4]. Er glaubte, dass er durch sie bei Gott einen Fürsprech erhalten habe. Ganz tief empfand er von nun an ein neues, starkes Gottvertrauen, das ihn sein Leben lang nicht mehr verliess.

Eine Folge des Todes der Gattin machte sich sehr rasch bemerkbar. Was vorher nur angelegt war, brach jetzt ungehemmt durch: die Abneigung gegen die Gesellschaft und ihre Vergnügungen. «Ich fande ... mich ein-

zu reifer Überlegung mitzutheilen». (Lavater an Tscharner, 15. 5. 1773 und 11. 6. 1773, ZBZ, Fa Lav. Ms. 584.)

[1] TZ, 15. 1. 1756.

[2] Das Gedicht ist abgedruckt in: Bürkli, Blumenlese, Bd. III, S. 199.

[3] TZ, 15. 1. 1756.

[4] TZ, 15. 5. 1756.

sam und verlassen mitten in den grossen Gesellschaften der Stadt[1].» Noch war Rousseaus Emile nicht erschienen, als Tscharner schon die Freuden des Lebens auf dem Lande zu schildern begann. «Vivre en philosophe» war nach Tscharners Ansicht gleichbedeutend mit auf dem Lande leben. Einer seiner engsten Freunde aus dieser Zeit, Vinzenz Frisching[2], war ihm Vorbild, der «am Fusse des Stockhorns in einem Alphaus sich überlassen, in der Stille und der Ruh einsiedlerisch lebt, seine Leydenschaften bestreitet, der Welt lacht, den Schönen trozet, und des wahren Glückes der Zufriedenheit in vollem Maase geniesst»[3]. Das apolitische Otium schien Tscharner erstrebenswert. «J'ai substitué les amusements de la campagne aux Affaires de la ville; je ne fais que 2 Repas par jour ...» Das einfache Landleben ohne Luxus gab ihm langsam seine Ruhe wieder. Er widmete sich seinen Kindern[4], besorgte selbst seinen Garten und leitete die Feldarbeit. Auf diese Weise sei wahres Glück möglich. «Je ne vois pas la centième partie de gens que je vois en Ville, je vois plus d'heureux[5].»

Aber Tscharner spürte doch, dass das Leben etwas anderes fordere. Er fand nur nicht die Kraft, sich aus dieser Zurückgezogenheit allein herauszuarbeiten. «Ich überlasse mich also der Vorsehung und in der Zuver-

[1] TZ, 15. 5. 1756. Bei dieser Trauerklage Tscharners wird man an die Klage Ludwig von Diesbachs über den Verlust seiner Gattin (Hans von Greyerz, Studien zur Kulturgeschichte, S. 207–211) erinnert; und zwar an Ähnlichkeiten: die Trostlosigkeit des Gatten, den die Sterbende aufzurichten sucht; das Hineinspielen von Übernatürlichem: bei Diesbach der unbedachte Trunk, bei Tscharner die Todesahnungen der Gattin; dann aber auch an Verschiedenheiten, ganz abgesehen vom mittelalterlichen, katholischen Kolorit bei Diesbach: Diesbachs Schmerz ist vor allem ein Schmerz des verlassenen Vaters, der mit seinen «kleine Wesli» nun allein ist. Bei Tscharner ist es zunächst der Schmerz über das verlorene Eheglück. Der Gedanke an die Kinder, an die vor allem Zimmermann erinnerte, bringt dann recht eigentlich den Trost, da Tscharner sich so seiner neuen Aufgabe bewusst wird. Bei Diesbach und Tscharner eröffnet schliesslich eine neue glückliche Heirat das neue Leben.

[2] Vinzenz Frisching, 1727–1790, ledig geblieben, Gutsbesitzer in Uttigen bei Thun. Bibliophile und Besitzer «einer der schönsten und brauchbarsten Bibliotheken in der Stadt», war imstande, für einen schönen Bibeldruck 12 Dukaten zu bezahlen. (TZ, 14. 11. 1755.)

[3] TZ, 2. 9. 1755.

[4] Beat Emanuel, ★ 14. 5. 1753, † 21. 3. 1825.
Niklaus, getauft 4. 6. 1754, † 27. 5. 1774.
Katharina, ★ 16. 12. 1755, † 9. 4. 1757.

[5] TZ, 24. 5. 1757.

sicht, sie werde es mit mir zum besten machen, finde ich Ruhe und Vergnügen[1].» So wartete er denn auf die Vorsehung, soviel wie möglich auf dem Lande lebend. Am 29. Januar 1758 befand er sich einmal mehr in «Uttigen, am Fusse des Stockhorns», wo Frisching und er Zimmermanns neues Werk «Vom Nationalstolze» durchbesprachen. Im grossen und ganzen gefiel ihm Zimmermanns Werk, brachte es doch die Exempla, die für Tscharners Erziehungsidee so wichtig waren, gesammelt und ansprechend zur Darstellung. Im einzelnen konnte er es sich allerdings nicht versagen, Kritik zu üben[2]. Die Atmosphäre in Uttigen schien auf Tscharner Wunder zu wirken. «Ich lebe frey, still und sehr vergnügt», liess er sich Ende Januar 1758 vernehmen[3]. Die Krise überwand er schliesslich doch nicht allein, seine neue Gattin sollte ihm dabei helfen. Am 10. April 1758 heiratete er eine entfernte Verwandte, die zwanzigjährige Elisabetha Tscharner[4]. Mit dieser Eheschliessung kehrte der alte Tatendrang zu

[1] TZ, 17. 3. (1757?).

[2] Das Werk Zimmermanns teilt sich in zwei Hauptkapitel. Im ersten handelt er von dem falschen Stolz der Nationen, dem Hochmut. Im zweiten von dem wahren Stolze einer Nation auf ihre Vorzüge, insbesondere von dem Vorzug der republikanischen Staatsform gegenüber der despotischen, absoluten. Tscharner sah das Hauptverdienst der Schrift im zweiten Teil, wo Zimmermann das Positive der Republiken aufgezeigt habe. Die Übelstände versuchte Zimmermann mit Hilfe von Anekdoten darzulegen, in denen etwa die Abneigung der Berner gegen das Aussergewöhnliche (Haller!) gegeisselt wurde (S. 191). Tscharner glaubte, dass die Wirkung der Schrift grösser gewesen wäre, wenn Zimmermann nur das Vorbildliche dargestellt und auf Anekdoten mit negativem Vorzeichen verzichtet hätte, «da selbige bey mir eine widrige Wirkung gehabt». (TZ, 29. 1. 1758.) Tscharner ertrug eben, wie alle seine Standesgenossen, Kritik an Bern, an seinem Staate, von einem Nichtpatrizier nicht.

[3] TZ, 29. 1. 1758.

[4] Elisabetha Tscharner, 1738–1791, Tochter von Abraham Ahasver Tscharner, dem Enkel von Nr. 12. Die Mutter der zweiten Gattin war eine Cousine der ersten Gattin. Es ist also zu vermuten, dass die Verwandtschaft versuchte, durch eine neue Ehe den untröstlichen Witwer wieder dem Leben zurückzugewinnen. (Die Mitgift der zweiten Gattin war geringer und betrug 8000 Pfund Pfennige. Tscharner erhielt von seinem Vater nochmals eine Ehesteuer von 15 000 Pfund.) (Ehebriefe und Entwurf dazu im Familienarchiv.)

Der zweiten Ehe entsprossen auch drei Kinder:

Abraham, ★ 29. 6. 1763, † 1764;
Elisabeth, ★ 10. 3. 1766, † 1830, Gattin von Friedrich Freudenreich;
Niklaus Emanuel, ★ 1769, † 1769.

Tscharner zurück. Nachdem es eine Zeitlang geschienen hatte, dass das Vorbild des apolitischen Vinzenz Frisching durchschlage, wurde nun Tscharner doch wieder der Gesellschaft zurückgegeben. Um so unangenehmer empfand er es jetzt, dass er bei der Ratsbesatzung von 1755 noch zu jung gewesen war und so vorläufig von politischer Tätigkeit ausgeschlossen blieb. Schien ihm doch der Umfang der täglichen Arbeiten auf seinem Gute für seine Kräfte zu klein[1]. Im Jahre ihrer Gründung, 1759, trat Tscharner der «grande société» bei, ohne allerdings darin stark hervorzutreten[2]. Denn im gleichen Jahre trat er einer andern Gesellschaft bei, die auf Jahre hinaus seine ganze Kraft in Anspruch nahm.

[1] Zimmermann hatte Tscharner über die politischen Zustände in Brugg geklagt. Darauf antwortete Tscharner: «Nous avons chez nous des Baillifs, des Conseillers, qui ressemblent aux votres, Ces gens doivent decider de mon Etat, j'en depens plus que Vous ne dependés des Votres, à l'age de 30 années passé je ne suis à leurs yeux qu'un Enfant. Gens à Conseil, Gens à préjugés, qui sont au Gouvernail de la galère dans laquelle je vogue sur une Mer souvent Orageux, sans voir de fin à mon vojage, reduit dans un petit coin, je m'enveloppe dans mon Manteau, incertain de ma destination je m'occupe à me tourner sur la petite place qui m'est assignée et à m'y ranger le mieux que je puis, en tirant le meilleur parti possible, attendent avec autant de calme que de resignation, le tems et le moment, que la Providence a marqué pour la delivrance, et qu'on me trouve bon à quelque chose.» (TZ, 11. 7. 1759.)

[2] Tscharner, La grande société, S. 131.